Natur- und Landeskunde

Zeitschrift für Schleswig-Holstein und Hamburg

1/2024

131. Jahrgang

AUS DEM INHALT

Holger Kähning Dr. rer. nat.	2	Das östliche Holstein im Frühmittelalter – Quellenkundliche Überlieferung und archäologische Forschung
Christiane Orgis	11	Die Struves - Eine Lehrerfamilie aus Ostholstein und ihre Beziehung zum Verein und der Heimat
Hargen Thomsen Dr. phil.	16	Idylle im Sturm - Klaus Groths „Quickborn" und *De Welt*
Jürgen Eigner Dr. rer. nat.	24	Die Stieleiche, *Quercus robur* L. – Bäume der Heimat III
Dietrich Petter	31	Die Geschichte von den reichen Vätern und den armen Söhnen – Von der Entdeckung des Mergels bis zur Kultivierung der „Ödländereien" auf der Schleswigschen Geest
	48	Mitteilungen – Berichte – Notizen
	51	Buchbesprechungen
	54	Einladung zur Jahrestagung 2024

Titelbild: Stieleichen auf der „Margarethenschanze" bei Neumünster-Einfeld im belaubten Zustand, Foto: Jürgen Eigner

ISSN 1611-3829

Herausgeber: Die Heimat - Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg e.V.

Natur- und Landeskunde ist unter *www.naturundlandeskunde.de* im Internet vertreten.

Vorsitzender: Dr. Eckhard Cordsen, Norderdomstraße 10, 24837 Schleswig

Schriftleitung (kommissarisch): Dr. Ulrich Mierwald, Rendsburger Landstraße 355, 24111 Kiel

Layout: Sonia Cortés Sack, *Druck*: Carius Druck Kiel GmbH

Alle Manuskripte und Buchbesprechungen bitten wir an die Schriftleitung zu senden: schriftleitung@naturundlandeskunde.de. Nachdruck aus dem Inhalt ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet. Der Inhalt von veröffentlichten Texten und Textpassagen muss sich nicht in allen Fällen mit der Auffassung des Herausgebers decken. Ein Kontakt mit den Autorinnen und Autoren ist über die Schriftleitung möglich.

Alle Beitrittserklärungen, Änderungen von Anschrift oder E-Mail-Adresse sowie Kündigungen richten Sie bitte an die Kassenführung: kasse@naturundlandeskunde.de oder schriftlich an Regine Jäckel, Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde, Emil-Nolde-Straße 8, 24768 Rendsburg. Wir verwalten Ihre Daten gemäß DSGVO (siehe Datenschutzerklärung auf unserer Internetseite). Für Vereinsmitglieder beträgt der Jahresbeitrag mindestens 60,- Euro, Personen in Ausbildung zahlen die Hälfte wie auch Partnerinnen und Partner oder Familienmitglieder bei gleichlautender Anschrift, diese erhalten dann insgesamt 1 Exemplar der Zeitschrift.

Natur- und Landeskunde erscheint in der Regel mit vier Ausgaben im Jahr. Der Bezugspreis ist im Jahresbeitrag des Vereines enthalten.

Zeitschrift für Schleswig-Holstein
und Hamburg

Natur- und Landeskunde

131. Jahrgang · Nr. 1/2024

An unsere Leserinnen und Leser!

Der einhunderteinunddreißigste Jahrgang unserer Zeitschrift erscheint verspätet, und fast wäre er gar nicht zustande gekommen. Umso mehr freuen wir uns, Ihnen jetzt das Heft 1/2024 präsentieren zu können. Der Rücktritt unseres langjährigen Schriftleiters hat den Verein für Natur und Landeskunde unvorbereitet getroffen. Zum Jahresbeginn erreichte uns dann die Mitteilung, dass Husum Druck und Verlag „den technischen Betrieb zum 31.12.2023 eingestellt haben". Daraus resultiert ein Berg an Arbeit, der ohne Übertreibung als Gebirge bezeichnet werden kann. Gletscherspalten und Gratwanderungen sind dem Norddeutschen eher fremd, aber mit Mut und Zuversicht lassen sich Hindernisse überwinden. Allen, die uns „über den Berg" geholfen haben und auch weiterhin tatkräftig unterstützen, danken wir herzlichst.

Danken wollen wir an dieser Stelle noch einmal auch Professor Riedel für mehr als vierzig Jahre unermüdliches Engagement und seine kompetente und erfolgreiche Arbeit. Jetzt gilt es unsere Zeitschrift in eine überlebensfähige Zukunft zu führen. Dazu wurde ein Redaktionskreis gegründet, zu dem sich ein gutes Dutzend Menschen aus vielfältigen Fachbereichen zusammengefunden haben. Denn wir wollen auch weiterhin Landeskunde in der ganzen thematischen Breite publizieren - wie es bereits die Gründer dem ersten Heft 1891 des Mitgliederorgans „Die Heimat" vorangestellt haben:

Sie will aus den Gebieten der heimatlichen Geographie, Geschichte und Altertumskunde, sowie über unseres Volkes Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Lieder und Spiele unterrichtende und belehrende Aufsätze bringen, aber auch alles Diesjenige veröffentlichen und sammeln, was davon noch nicht allgemein bekannt ist.

Sie will den Sinn für unsere heimatliche Natur durch lebensvolle Einzelbilder, wie durch das Verständnis und die Übersicht fördernde zusammenfassende Darstellungen wecken und heben.

Diesem Auftrag fühlen wir uns für die zukünftige Arbeit verpflichtet. Wir hoffen auf Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

Vorstand und Redaktion

HOLGER KÄHNING

Das östliche Holstein im Frühmittelalter – Quellenkundliche Überlieferungen und archäologische Forschung

Die Geschichte Schleswig-Holsteins lässt sich bis weit hinein in die Zeit nach Christi Geburt nur mit Hilfe der Archäologie rekonstruieren. Diese stützt sich bei der Untersuchung und der anschließenden Auswertung zunehmend auf naturwissenschaftliche Methoden. Schriftliche Überlieferungen, die diese Epoche in unserer Region erhellen könnten, sind bis heute nicht bekannt.
Die Archäologie untersucht vor allem Bodendenkmäler wie Burgen, Siedlungen und Gräber, die aussagekräftige Einblicke in die Vergangenheit gewähren können. Dabei liegt der Schwerpunkt naturgemäß auf der materiellen Kultur. Fragen bezüglich des Glaubens, der Religion und der Emotionen unserer Vorfahren sind durch diese Methode nicht zugänglich.
Erst im zweiten Jahrtausend nach Christi Geburt nehmen schriftliche Überlieferungen zu, die die Entwicklung unseres Landes erkennbar werden lassen. Spätestens seit der Mitte des 12. Jahrhundert stehen sie in einer immer dichter werdenden, zunehmend lückenloseren Überlieferung zur Verfügung. Damit beginnt der eigentliche „Eintritt" Schleswig-Holsteins in die geschichtliche Zeit.
Die Kombination von schriftlich überlieferten Daten aus dem Frühmittelalter und den Ergebnissen der archäologischen Forschung führt zu einer immer klareren Rekonstruktion der Geschichte. Mit den folgenden Ausführungen wird der Versuch unternommen, aus archäologischen Befunden und schriftlicher Überlieferung für eine begrenzten Raum auf der Basis des heutigen Wissenstands einen Überblick auf die Siedlungsgeschichte zu geben: die Besiedlung des östlichen Holsteins im Frühmittelalter.

Holstein im Frühmittelalter (700–1200 n. Chr.) – Befunde und Quellen

Zu Beginn des Frühmittelalters gibt es in und für Schleswig-Holstein nur vereinzelte schriftliche Überlieferungen. Die ältesten finden sich in Form wikingerzeitlicher Runensteine, vor allem aus dem Raum Schleswig.
Spätestens im 8. Jahrhundert werden durch schriftliche Überlieferungen, Ortsnamen, die beispielsweise auf einen slawischen Ursprung hindeuten, und auch durch archäologische Nachweise vier Ethnien im Bereich des heutigen Schleswig-Holsteins erkennbar, die sich kulturell stark unterschieden: Sachsen, Friesen, Skandinavier und Slawen.
Für diese Ethnien bildete der nordelbische Raum die gemeinsame Kontaktzone, der durch die verkehrsgeografisch günstige Lage im Schnittpunkt zwischen Nord- und Ostsee zugleich die Funktion eines Transitraumes zwischen Skandinavien und Kontinentaleuropa hatte.
Durch Auswertung von Pollendiagrammen wurde in Schleswig-Holstein für das 4. bis 6. nachchristliche Jahrhundert eine Waldregeneration nachgewiesen, die auf eine Siedlungsabnahme zurückgeführt wird. Für die nachfolgenden Jahrhunderte weisen die Pollendiagramme deutliche Veränderungen auf, die auf eine Neubesiedlung des Schleswig-Holsteiner Raumes hinweisen[1]. Durch die Veränderung der Zusammensetzung der Pollendiagramme belegt sind zunehmende Waldrodungen, die von den eingewanderten Ethnien zur Schaffung neuer Wirtschaftsflächen durchgeführt wurden. Gegenüber denjenigen Eingriffen, die während der nachfolgenden sog. „Deutschen Ostkolonisation" während des 12./13. Jahrhunderts vorgenommen wurden, blieben sie aber gering.

Ethnien in Schleswig-Holstein während des Frühmittelalters

Das westliche Holstein war im Frühmittelalter Teil des sächsischen Siedlungsgebietes, das sich von Holstein bis in das heutige Nordrhein-Westfalen und nach Sachsen-Anhalt erstreckte. Die Sachsenkriege Karls des Großen, die sich von 772 bis 804 hinzo-

gen, erzwangen die Integration der Sachsen in das Frankenreich. Nach der Teilung des Reiches (843) wurde Westholstein Teil des ostfränkischen Reiches. Die Ostgrenze bildete der sog. Limes Saxoniae, die Elbe die Südgrenze.

Die Besiedlung des östlichen Nordelbiens („Gebiets nördlich der Elbe") im Frühmittelalter erfolgte durch die Zuwanderung slawisch / wendischer Gruppen im 8. Jahrhundert.

Auch dendrochronologisch[2] und mit Hilfe von gleichlautenden C^{14} – Daten[3] lässt sich der Zeitpunkt der slawischen Zuwanderung in Holstein gut belegen. Entsprechende Daten wurden aus den hölzernen Wallkonstruktionen von **Alt-Lübeck** an der Trave (730 n. Chr.) sowie aus dem Bohlenweg im **Klempauer Moor** (760/61) bestimmt. Weitere derartige Datierungen stammen aus Siedlungsfunden, so aus der Untersuchung eines slawischen Dorfes bei **Bosau** (um 726).

Die Ethnogenese des slawischen „Volkes" ist ein historischer Prozess, der bis heute nicht abschließend erforscht ist. Konsens besteht darüber, dass die in verschiedenen Quellen als Slawen bezeichneten Gruppen seit dem 6. Jahrhundert vor allem das östliche Mittel-, Ost- und Südosteuropa bewohnten.

Das östliche Holstein stellt das nördlichste Territorium der slawischen Landnahme dar. Die Besiedlung durch Teilstämme der Wagrier, Abodriten (i. e. Sinn, um Lübeck) und der Polaben (im südlichen Storman) ist belegt. Sie alle gehörten zum Verband der Abodriten (auch Obotriten genannt) und sind über verschiedene Quellen seit dem 8. Jahrhundert nachweisbar. Die nordelbisch slawische Bevölkerung vereinte zwei Sprachgruppen. Die Abodriten sprachen Altpolabisch, die weiter östlich, außerhalb von Holstein ansässigen Liutizen Altsorbisch.

Die im 9. Jahrhundert vom fränkischen Gelehrten Einhard verfasste Vita Karoli Magni nennt die hier ansässige Völkerschaft *Abodriti*. Im 11./12. Jahrhundert setzte sich der Begriff Obotriten durch, den der Historiograph *Adam von Bremen* (vor 1050–1081 oder 1085) und der Chronist *Helmold von Bosau* (um 1120 – nach 1177) durchgängig gebrauchten (Obotriti). Eine Eigenbenennung der Slawen ist nicht überliefert.

Von Helmold von Bosau werden die Obotriten im östlichen Holstein explizit im Jahr 798 im Zusammenhang mit der Schlacht bei Bornhöved erwähnt, die zwischen Obotriten (unter Führung fränkischer Legaten) gegen die nordelbingischen Sachsen (den *Nordliudi*) stattfand.

Derselbe Chronist berichtete auch über weitere, zumeist kriegerische Aktivitäten der hier ansässigen Slawen. So erwähnte er die Überfälle im 9. und 10. Jahrhundert auf Hamburg, 1066 die Plünderung Haithabus und im 11. Jahrhundert die Zerstörung der slawischen Handelsstadt Vineta in Vorpommern.

Hinweise auf die Existenz einer Grenze zwischen Sachsen und Slawen, die allerdings nicht näher beschrieben wird, finden sich in einer Urkunde ***König Heinrichs IV.***, die 1062 ausgestellt wurde und die eine Grenze namentlich erwähnte (*Saxoniae Limites*)[4]. Schon die fränkischen Reichsannalen von 819 erwähnen sog. *prefecti* an den Grenzen Sachsens, ohne weiter auf die Grenzziehung einzugehen[5].

Mehr als zweieinhalb Jahrhunderte später (!) zeichnete Adam von Bremen den genauen Grenzverlauf auf. Ihm verdanken wir die Kenntnis über die nach gängiger Sicht bereits im frühen 9. Jahrhundert vorgenommene Grenzziehung des Limes Saxoniae durch Kaiser Karl den Großen en Detail.

Danach ließe sich die Grenzlinie bzw. ein Grenzkorridor relativ genau nachzeichnen, folgte sie doch weitgehend den Grenzen natürlicher Gegebenheiten, wie Flussläufen oder sumpfigen Niederungen. Beginnend im Süden, bei Boizenburg an der Elbe, folgte der Grenzverlauf dem Flüsschen Delvenau, das zugleich auch die Ost- und Nordgrenze der mittelalterlichen Landschaft Sadelbande bildete. Der weitere Verlauf wurde durch die Trave und schließlich durch die Schwentine bestimmt, die in die Kieler Förde mündet[6].

In der heute verbreiteten Sichtweise wird der Quellenwert dieser vermeintlich exakten Beschreibung des Grenzverlaufs, die teilweise sogar Landmarken bezeichnet, bezweifelt. Diese genaue, aber von Adam von Bremen zeitlich sehr viel später vorgenommene Beschreibung der Grenze wird als der Versuch gesehen, Diözesangrenzen

zu etablieren. Dafür spricht das Engagement Adams von Bremen für Erzbischof Adalbert und dem sich am salischen Kaiserhaus orientierenden Erzbistum Hamburg-Bremen[7].
Der Limes Saxoniae wird heute von vielen Historikern als „Interaktionskorridor" bzw. als Übergangszone und Kontaktraum mit vielfältigen Funktionen angesehen, während die bisherige Sichtweise den Limes als linearen Schutzwall mit Verteidigungsfunktion ansprach[8].

Herrschaftszentren und Burgwälle im 8. und 9. Jahrhundert

Burgwälle aus dieser Zeit gehören zu den auffälligsten Bodendenkmälern im Lande. Sie sind sowohl im sächsischen wie auch im slawischen Gebiet in großer Zahl erhalten. Oft von imposanter Größe und guter Erhaltung, wurden sie vor allem als militärische Bauwerke errichtet, waren aber zugleich auch Herrschaftssitze sowie administrative Zentren.

Nach der Teilung des Frankenreiches 843 verblieb das sächsische Stammesgebiet als Teil des Ostfrankenreichs unter der Herrschaft der Karolinger, bis diese Seitenlinie 911 ausstarb. Mit dem Liudolfinger Heinrich von Sachsen wurde erstmals ein Sachse Regent: ***König Heinrich I***. Unter seiner Regentschaft entstanden zahlreiche Ringwälle auf den Anhöhen südlich der Elbe. Einige sächsische Burgen nördlich der Elbe blieben in Benutzung oder wurden ausgebaut. Sein Sohn, ***Otto I. der Große*** (912–973) war ab 951 König von Italien und ab 962 römisch-deutscher Kaiser.
Die Erbauung sächsischer Burgen westlich des Limes lässt sich in geringer Zahl seit dem frühen 9. Jahrhundert (ab 810) nachweisen. In der Mehrzahl wurden sie aber erst in der Zeit deutlich danach erbaut, also erst mit der fränkischen Inbesitznahme des sächsischen Raumes[9]. Ihr Erbauungszeitraum datiert damit deutlich später als der Bau slawischer Burgen im Bereich der Obotriten und Polaben, die in das frühe 8. Jahrhundert datieren.
Die erste Phase des sächsischen und slawi-

Abb. 1: Slawischer Ringwall Sirksfelde (Foto: Kähning, 2023)

schen Burgenbaus (8. bzw. frühes 9. Jahrhundert) lässt eine Konzentration beiderseits der vermuteten Grenzlinie des Limes Saxoniae erkennen. Die für den Burgenbau gewählten Orte geben Hinweise darauf, dass es anhaltende Spannung zwischen Sachsen und Slawen gab, auf die frühe Chroniken bereits hingewiesen haben.
In diese Frühphase des Burgenbaus gehören z. B. die Anlagen von **Nütschau** (Stormarn), **Klempau** und **Sirksfelde** im Kreis Lauenburg.
Ausgrabungen in den genannten Anlagen erfolgten zumeist nur kleinflächig. Die Ergebnisse in der Verbindung mit Oberflächenfunden ergeben jedoch ausreichende Anhaltspunkte für die vorgenommene Zeiteinstufung.
Die bestehenden Burgen auf beiden Seiten der Grenzlinie werden ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts verlassen, dafür sprechen die archäologischen Datierungen. Während des späten 10. Jahrhunderts beträgt der Rückgang der Burgen auf slawischer Seite ca. 90 %. Ebenso wie im heutigen Kreis Lauenburg kommt es auch in Stormarn und Ostholstein abseits der bisherigen Siedlungen im Bereich der Altburgen zur Gründung neuer, offener Siedlungen auf der Fläche des Territoriums[10].

Dieser Zeitpunkt ist gleichzeitig der Beginn einer zweiten Phase des Burgenneubaus, bzw. des Ausbaues weniger, bereits bestehender Burganlagen. Das gilt gleichermaßen für östliche wie für westliche Landesteile. Die örtliche Verlagerung der Burgen als Wehranlagen und die starke Verringerung ihrer Anzahl zugunsten weniger, zentraler Orte werden als Ausdruck einer Verlegung bzw. Veränderung der Machtverhältnisse interpretiert, die möglicherweise im Sinne einer Konzentration der Macht erfolgte: So wurden eine Vielzahl älterer Anlagen zugunsten weniger Zentren aufgegeben.
Aufgrund der ab diesem Zeitraum besseren (vermehrten) Quellenlage der schriftlichen Überlieferungen lassen sich diesen Herrschaftszentren und auch Namen, wie z. B. die der *Billunger*, zuordnen[11].

Herrschaftszentren im östlichen Holstein

Unter der Regentschaft von ***Otto I. (der Große)*** erfolgte eine Erweiterung des Reichsgebietes Richtung Osten. Die Ernennung von ***Aldadag*** zum Erzbischof von Hamburg-Bremen (937) führte zeitnah zur Bildung des neuen Missionsbezirks Wendisch Oldenburg (Holstein). Es war der

Abb. 2: Oldenburg (Holst.) (Foto: Kähning, 2020)

Beginn einer parallelen, machtpolitischen und klerikalen Entwicklung, die sich auf die Missionsgebiete **Oldenburg**, **Ratzeburg** und **Mecklenburg** bezog. Die erweiterten Grenzbezirke des Reiches wurden in Marken (Grafschaften) aufgeteilt, deren Schutz Markgrafen übertragen wurden.

Vor dem Hintergrund dieser politischen Abläufe entwickelten sich drei dieser Burgen im östlichen Holstein in den folgenden Jahrhunderten zu Zentralorten: die **„Aldinburg“** (Oldenburg/Starigard) am Oldenburger Graben, die spätere slawische Königsresidenz **Liubice** (Alt-Lübeck) an der Trave/Schwartaumündung und die **„Racesburg“** (Ratzeburg) im Siedlungsbereich der Polaben, im Bereich des heutigen Ortes im Kreis Lauenburg.

„Aldinburg“ ist der überlieferte Name des nord-westlichsten Fürstensitzes der Slawen

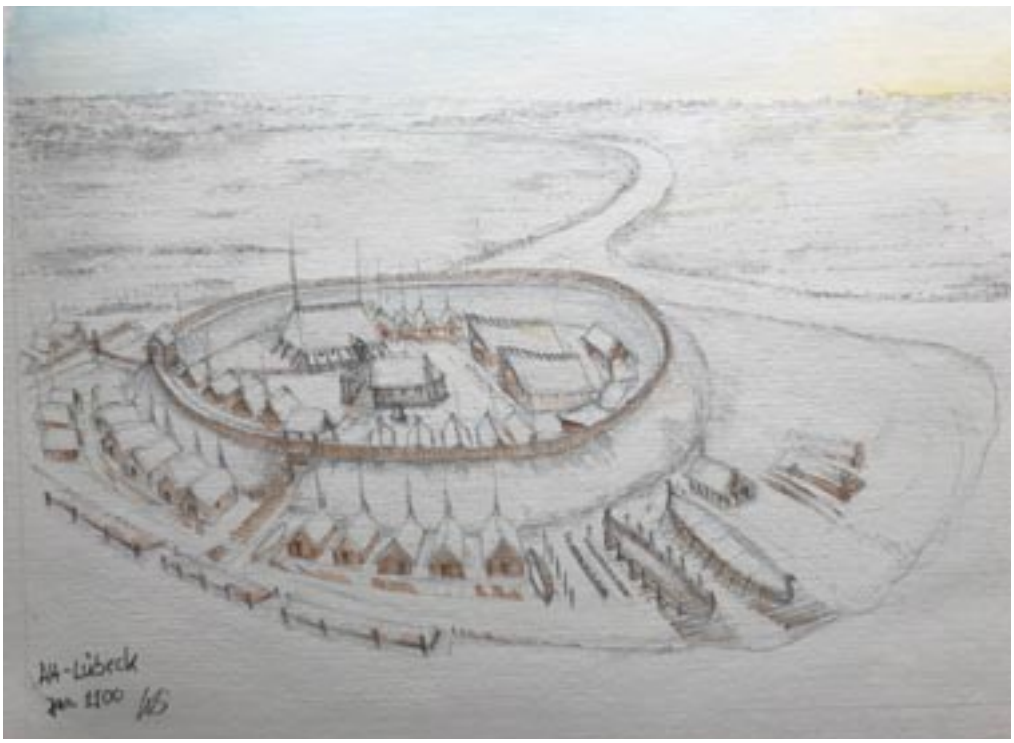

Abb. 3 und 4: Alt-Lübeck (Foto: Kähning, 2000; Zeichnung: W. Scharf, 2024)

(a. d. slaw. Starigard = Alte Burg). Der Burgplatz, auch heute noch von eindrucksvoller Größe, liegt im östlichen Wagrien, am Rand des heutigen Ortes Oldenburg in Holstein. Als Regierungsort und bedeutender Handelsplatz für den Ostseehandel übte er im 11./12. Jahrhundert eine zentrale Funktion aus, die durch die Ergebnisse jahrzehntelanger Ausgrabungen bestätigt wurde.
Nichts lässt heute mehr die herausragende frühere Bedeutung eines anderen Burgwalls erkennen: Der heute flache, stark abgetragene Burgwall von **Liubice** (Alt-Lübeck) liegt an der Einmündung der Schwartau in die Trave. Der Baubeginn der ursprünglichen Anlage im Jahr 730 gilt archäologisch als gesichert. In der Folgezeit des späten 8. bis 10. Jahrhunderts entwickelte sich Alt Lübeck zu einem sog. Zentralort mit angeschlossener Handwerker- und Kaufmannssiedlung, die durch umfangreiche Ausgrabungskampagnen belegt werden konnten. Der Ausbau des Ringwalles erfolgte spätesten seit Mitte des 11. Jahrhunderts und wurde bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts fortgeführt.
Weiter südlich, im heutigen Lauenburg, nordöstlich des Ortes Hammer/Panten, lag die **Burg Hammer**, die Hauptburg der zu den Abodriten gehörenden Polaben[12]. Die naturräumliche Lage begünstigte die Lage einer Burg. Die Einmündung der Steinau in die Stecknitz bildete für sich schon einen Schutz. Zugleich ist an dieser Stelle eine Furt zu vermuten, hat sich doch die Steinau bachaufwärts tief durch das umgebende Moränen-Lockermaterial gegraben. Zudem war das umgebende Gelände sumpfig und damit nur schwer gangbar. Die Überreste dieses Burgwalls finden sich heute unmittelbar am Elbe-Lübeck-Kanal, heute „Hammerburg“ oder „Steinburg“ genannt. Auch die Reste slawischer Siedlungen finden sich in unmittelbarer Umgebung der Burg.
Seiner Ausdehnung nach war dieser Siedlungs- und Burgplatz durchaus mit den Handelszentren Ralswiek und Menzlin (Mecklenburg) zu vergleichen[13]. Archäologische Funde aus der Burg und von nahe gelegenen slawischen Siedlungsplätzen belegen eine frühslawische Besiedlung vom 8. bis ins 10. Jahrhundert Dabei fanden sich deutliche Hinweise auf einen intensiven Fernhandel mit westlicher Importware. Hier sind insbesondere Scherben von typischen Kugeltöpfen, Muschelgruskeramik aus dem friesischen Küstenraum und Mahlsteine aus Basaltlava aus dem Eifelraum zu nennen[14].
Im Zuge der spätestens im 10. Jahrhundert auch in diesem Raum einsetzenden Machtkonzentration im slawischen Siedlungsbereich wurde die Burg Hammer gemeinsam mit anderen Befestigungen (z. B. Oldenburg bei Lauenburg, Farchau, Klempau) zu Gunsten der neuen Hauptburg beim heutigen Ort **Ratzeburg** aufgegeben
Ausweislich weniger Keramikfunde befand sich zum Zeitpunkt der Verlegung des Machtzentrums nach Ratzeburg bereits eine slawische Burg, von der sich heute keinerlei Reste mehr erhalten haben. Strategisch

Abb. 5: Burg Hammer, Panten (Foto: Kähning, 2024)

günstig auf einer Insel im **Ratzeburger See** gelegen, die unmittelbar vor der heutigen Stadtinsel liegt, bildete sie fortan den zentralen Ort des slawischen Polabiens, war jedoch ausweislich schriftlicher Überlieferungen im späten 11. Jahrhundert bereits Herrschaftssitz der (deutschen) Billunger. Im Spät- und Hochmittelalter zu einer herzoglichen Schlossanlage an gleicher Stelle ausgebaut, erfolgten der Abriss und die Einebnung im Jahre 1690. Der Ringwall und die spätere Schlossanlage gelten heute als die Keimzelle der Stadt Ratzeburg.

Der Name **Ratzeburg** wird gemeinhin auf den slawischen Fürsten ***Ratibor († spätestens 1043)*** zurückgeführt. In der im 14. Jahrhundert erschienenen *Chronica Poloniae maioris* wird Ratzeburg (*Rathibor castrum*) als eines der Zentren des nordwestlichen Slawenlandes bezeichnet[15]. Laut Adam von Bremen soll Fürst Ratibor Christ gewesen sein[16].

Die früheste Erwähnung findet das **„castellum Racesburg“** 1062 in einer von König Heinrich IV. in Worms ausgestellten Schenkungsurkunde. Die Existenz und der Inhalt der Urkunde bestätigen mehrere Sachverhalte: Zum einen das Bestehen einer Burganlage am Ort der (Ratze)burg in der Markgrafschaft des Herzogs Otto. Des Weiteren wird der Herrschaftsanspruch auf die umliegenden Ländereien der Burg beschrieben, die explizit Polabien genannt werden. Damit ist Polabien verwaltungstechnisch der Ratzeburg zugeordnet und wird explizit als Mittelpunkt eines geschlossenen Herrschaftsbereichs genannt[17]. Drittens war ausweislich der genannten Urkunde der sächsische ***Billunger Herzog Ordulf (Otto)*** der erste Herrscher christlichen Glaubens, der von König Heinrich IV. mit der von Slawen erbauten Ratze(burg) belehnt wurde[18]. Unter der Regentschaft Herzog Ordulfs erfolgte der Ausbau der Burg zum Verwaltungszentrum der hier lebenden, wohl zum Teil schon christianisierten Polaben.

Die Rahmenbedingungen für die weitere Christianisierung waren günstig. Sie fanden unter der Ägide des slawisch-christlichen ***Fürsten Gottschalk*** statt, der 1043 nach dem Tode Ratibors die Samtherrschaft über den Verband der Abodriten eroberte und dabei die Kirche bei dem Versuch unterstützte, die Slawen zu christianisieren.

Adalbert von Bremen (um 1000–1072) wurde 1044 von ***Kaiser Heinrich III.*** zum Erzbischof von Bremen ernannt. Dieser ernannte ***Aristo*** in Ratzeburg zum ersten Bischof des slawischen Polabenlandes (das in etwa dem heutigen Kreis Lauenburg entspricht). ***Ansverus*** wurde der erste Abt des Benediktinerklosters, das wahrscheinlich auf dem Ratzeburger St. Georgsberg lag.

Das ab April/Mai 1062 errichtete Bistum Ratzeburg fand 1066 sein Ende mit dem gentilreligiösen Aufstand (begründet durch die naturorientierte Religion) der slawischen Abodriten und Wilzen, die sich unter der Führung der Liutizen gegen die deutsche Herrschaft erhoben. Eine weitere Erwähnung findet das zu der Zeit slawische Ratzeburg bei Adam von Bremen, der den Tod von Ansverus am 15. Juli 1066 auf dem **Rinsberg bei Einhaus** über dem Ratzeburger See erwähnt.

Mit der Ermordung des Christen Gottschalks am 7. Juni 1066 in Lenzen und dem Märtyrertod des Ansverus bei Ratzeburg im

Abb. 6: Ansveruskreuz bei Einhaus (Foto: Kähning, 2024)

gleichen Jahr brach das Missionswerk im östlichen Holstein zusammen.
Hervorgerufen wurden diese Ereignisse durch eine innere Schwächeperiode des römisch-deutschen Reiches zu dieser Zeit, in der die Salier gegen die Sachsen kämpften. In der Folge wurden auch Teile der Bevölkerung im Siedlungsbereich der Polaben, nicht aber die Bewohner der Ratzeburg selber, wieder heidnisch.
Der geografische Machtbereich rund um die Ratzeburg ist durch Siedlungen geprägt, die eine sehr unterschiedliche Entstehungsgeschichte haben.
Südlich von Ratzeburg liegt die sog. **Sadelbande**[19], die heute als deutsch-slawischer Kontaktraum angesehen wird[20]. Ausweislich der Keramikfunde waren die hier gelegenen Siedlungen zwar slawische Gründungen, es finden sich aber auch archäologische Belege für eine zeitgleiche oder spätere deutschrechtliche Besiedlung.
Im Unterschied dazu sind zahlreiche Dorfgründungen in der Umgebung von **Ratzeburg** eher rein deutschrechtlich (nach deutschem Recht gegründet) einzuordnen. Dazu gehören z. B. das westlich gelegene **Harmsdorf** („Dorf des Hermann"), **Giesensdorf** und **Albsfelde**. Lediglich auf der Ratzeburger Stadtinsel selbst wurde spätslawische Keramik in nennenswerter Anzahl gefunden[21]. Damit unterschied sich der Siedlungsraum rund um die Ratzeburg fundamental von der Vorgängerburg, der **Burg Hammer** an der Steinau bei Panten, die das Zentrum eines rein slawisch geprägten Siedlungs- bzw. Kulturraumes war.
Die deutschrechtlichen Dorfgründungen vor 1143 (Neugründung Lübecks) sind zugleich ein weiterer Anhaltspunkt für eine frühere Christianisierung dieses Raumes, was den Angaben Helmolds von Bosau widerspricht, der das Datum 1143 für den Beginn der Christianisierung angibt.
Die frühe Herrschaft der Billunger in der Ratzeburg (Mitte des 11. Jahrhunderts), die 1062 gefertigte Urkunde Heinrich IV., der Polabien damit den Billungern überließ und die überlieferten frühen Missionsbemühungen sind Indizien für eine bis zu 100 Jahre frühere Christianisierung Polabiens, zumindest von Teilen der Bevölkerung. Die Rückschläge bei der christlichen Glaubensmissionierung heidnischer Bewohner durch die Slawenaufstände während des späten 11. Jahrhunderts stehen nicht im Widerspruch zu dieser Annahme.
Der anschließende Kampf heidnischer Slawen gegen die erneut angestrebte Samtherrschaft der christlichen Nakoniden (elbslawisches Adelsgeschlecht), die von vielen adligen Abodriten und paganischen Priestern wegen der damit einhergehenden Tribut- und Glaubensverpflichtungen abgelehnt wurde, kulminierte in der **Schlacht bei Schmilau (1093)**. Die aufständischen Slawen, darunter auch die Polaben, unterlagen dem christlichen ***Slawenfürsten Heinrich***, Sohn des 1066 bei einem Aufstand seiner heidnischen Untertanen erschlagenen christlichen Abodritenherzogs Gottschalk.
Die ***Chronica Slavorum*** des Helmold von Bosau entstand erst um 1170[22]. Ihr verdanken wir eine Fülle von Informationen zu den Ereignissen dieser Zeit im östlichen Holstein. Selbstverständlich vertrat auch Helmold von Bosau als Kirchenmann nicht nur eine kirchliche Sicht seiner Texte, sondern auch kirchliche Interessen, die stets eine Nähe zu der herrschenden kirchlich-politischen Führung erkennen lassen. Der schon beschriebene anhaltende Historikerstreit über den Verlauf des *Limes Saxoniae* und die damit verbundene unterschiedliche Interessenlage ist dafür nur ein Beispiel.

Zusammenfassung

Der archäologische Nachweis der slawischen Besiedelung im östlichen Nordelbien, also Ostholsteins und Lauenburgs, gelingt ab der Mitte des 8. Jahrhunderts[23].
Die Etablierung und Konsolidierung der slawischen Einwanderung erfolgte über verschiedene Phasen, die sich archäologisch belegen lassen. Zum Ende der Zeit unter slawischer Regierungsherrschaft wird die Entwicklung hin zu reichsähnlichen Strukturen, z. B. mit dynastischer Grablege erkennbar, bzw. ist in Alt-Lübeck sicher nachgewiesen[24].
Das sächsisch/fränkische Gebiet im westliche Holstein ist gegenüber dem slawisch besiedelten Gebiet im Osten in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends wie auch in der Jahrtausendwende deutlich abzugrenzen. Das gilt sowohl hinsichtlich der geogra-

fischen Lage der Siedlungsplätze, wie auch der materiellen Kultur, die bei Ausgrabungen sichtbar wird.
Das Ende der slawischen Herrschaft im Bereich Ostholstein/Lauenburg stellt eine scharfe Zäsur dar, die alle Lebensbereiche erfasste. In der neueren Geschichtsschreibung wird sie mit dem Begriff der „Deutschen Ostkolonisation“[25] verbunden. Sie geht mit einem tiefgreifenden sozioökonomischen Wandel einher. Ausdruck diesen Wandels ist die Urbanisierung, das Aufkommen eines neuen Burgentyps (Turmhügelburgen) sowie einer völlig neuen Sachkultur, die sich vom Hausbau über Gebrauchsgegenstände bis hin zur Form der Bestattung erstreckt. Es ist der Beginn des christlichen Mittelalters.

Anmerkungen und Literatur

1 Dörfler, W.: Umweltentwicklung. 2020. Von der Natur- zur Kulturlandschaft. Arch. Nachr. SH. Hamburg, Wachholz, 2020, 63.
2 Anm.: Die Dendrochronologie (auch Jahrringchronologie) erlaubt anhand der Auszählung der vom Baum gebildeten Jahresringe eine auf das Jahr genaue Altersbestimmung bei allen Holzpflanzen.
3 Anm.: C-14 Datierung (Radiokarbondatierung) – ein Verfahren zur radiometrischen Datierung kohlenstoffhaltiger, insbesondere organischer Materialien. Der zeitliche Anwendungsbereich liegt etwa zwischen vor 300 und 60.000 Jahren.
4 Trillmich (Hrsg.). Adam von Bremen, II. 18, S. 246–249. Hannover, 1971
May , Otto Heinrich (Hrsg.): Regesten der Erzbischöfe von Bremen, Bd. 1, Hannover 1937 (Veröff. d. Hist. Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen, Bd.11), Nr. 266.
5 Rau, R. (Hrsg.): Quellen zur karolingischen Reichsgesch. Erster Teil. Die Reichsannalen, Einhard: Leben Karls des Großen, Zwei „Leben“ Ludwigs, Nithard Geschichten. Darmstadt 1968 (FSGA, 5), S. 116–117.
6 Lorenzen-Schmidt, K. J. u. O. Pelc (Hrsg.). Schleswig-Holstein Lexikon, 2., erw. u. verb. Aufl. Neumünster, 2006.
7 Bock, G. Ratzeburg und die Billunger – Polabien als slawisch-sächsische Kontaktregion des 11. und 12. Jahrhunderts. In: Natur- und Landeskunde. Zeitschr. f. Schleswig-Holstein, Hamburg u. Mecklenburg. 2015. Hrsg. Verein DIE HEIMAT. S. 213 ff.
8 Kempke, T.: Bem. z. Delvenau-Stecknitz-Route im frühen Mittelalter. In: Hammaburg NF 9 (1989), S. 175–184.
Anne Klammt: Soziale Gruppen und Gesellschaftsstrukturen im westslawischen Raum. Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 20. Jahrestagung des Mittel- u. Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Brandenburg (Havel), 16. bis 18. April 2012, Langenweißbach 2013, S. 7–31.
9 Lemm, T., V. Hilberg, A. Tummuscheit, U. Müller: Sachsen, Slawen, Friesen und Dänen. Das Frühmittelalter in Schleswig-Holstein. Arch. Nachr. SH, Horizonte, 52. Kiel / Hamburg, Wachholz, 2020.
10 Schmid-Hecklau, A. Slawenzeitl. Funde im Kreis Herzogtum Lauenburg. Stud. z. Siedlungsgesch. d. Arch. d. Ostseegebiete, 3. Wachholtz, Neumünster, 2002.
11 Lemm, T., V. Hilberg, A. Tummuscheit, U. Müller: 2020. Sachsen, Slawen, Friesen und Dänen. Das Frühmittelalter in Schleswig-Holstein. Arch. Nachr. SH, Horizonte, 51. Kiel/Hamburg, Wachholz, 2020.
12 Ruchhöft, F.: Vom slawischen Stammesgebiet zur deutschen Vogtei. Die Entwicklung der Territorien in Ostholstein, Lauenburg, Mecklenburg und Vorpommern im Mittelalter (= Arch. u. Gesch. im Ostseeraum, 4). Leidorf, Rahden, 2008, 69.
13 Kemke, T.: Bemerkungen zur Delvenau-Stecknitz-Route im frühen Mittelalter. In: Hammaburg, N. F. 9, 175–184. Neumünster. 1989.
14 Pohl, W.: Die Völkerwanderung. 2. Aufl., Stuttgart u. a. 2005, S. 206–212.
15 Brygida, K. (Hrsg.): Kronika wielkopolska = Chronica Poloniae maioris, Warszawa, 1970 – (Pomniki dziejowe Polski, hrsg. v. August Bielowski, Ser. 2, T. 8), S. 14–15.
16 Trillmich (Hrsg.): Adam von Bremen, II, 71, 79, S. 314–315, 320–321. Hannover, 1971.
17 Hasse, P. (Hrsg.) Hamb. Universitätsbibliothek 1, 90: Schleswig-Holstein (Lauenburg)ische Regesten und Urkunden, 1. Hamburg, 1886 (SHRU), Nr. 45 = MAY (Bearb.): Regesten, 266.
18 Anm.: Neben Graf Wichmann, einer der Urahnen der Billunger, der 811 an den Verhandlungen über die Nordgrenze des Frankenreichs beteiligt war, wird der Markgraf Hermann Billung (900/912–973) als Stammvater der Billunger angesehen. Seit 953 mit herzoglichen Rechten ausgestattet (Stellvertreter Otto I. – procurator regis), hatte er für den Schutz des Unterelberaumes zu sorgen. Das Gebiet umfasste die Stammesgebiete der Wagrier, Abodriten, Polaben, Warnower u. Liutizen (also östl. Holstein u. Westmecklenburg). Er war damit nicht nur für die Sicherung des Grenzbereichs zu den noch heidnischen Slawen verantwortlich, sondern zugleich auch für den Erhalt eines Teils der Machtbasis des deutschen Königtums.
19 Anm.: Die Sadelbande ist eine historische Landschaft, die sich über das heutige Gebiet des südlichen Kreises Herzogtum Lauenburg

erstreckte. Der Name dürfte slawischer Herkunft sein und wird als Bezeichnung für die jenseits der Delvenau siedelnden Abodriten gedeutet.

20 Bock, G.: Ratzeburg und die Billunger – Polabien als slawisch-sächsische Kontaktregion des 11. und 12. Jahrhunderts. In: Natur- und Landeskunde. Zeitschr. f. Schleswig-Holstein, Hamburg u. Mecklenburg. 2015. Hrsg. Verein DIE HEIMAT. S. 213 ff.

21 Schmid-Hecklau, A.: Slawenzeitliche Funde im Kreis Hrzgt. Lauenburg. Stud. z. Siedlungsgesch. d. Arch. d. Ostseegebiete, 3. Wachholtz, Neumünster, 2002.

22 Stoob, H. (Hrsg.): Helmold von Bosau. Slawenchronik. Darmstadt, 1990 (FSGA, 19).
Helmold von Bosau: Slawenchronik (orig. um 1170). Ausgew. Quellen z. deutschen Geschichte d. Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe. Band XIX. 4. Auflage. Darmstadt 1983.

23 Mueller, U., D. Wehner: Wagrien im Brennpunkt der Slawenforschung. In: Marterior, K., N. Nübler (Hrsg.): Mehrsprachige Sprachlandschaften? Leipzig, 2016, S. 209–260, 220.

24 Lemm, T., V. Hilberg, A. Tummuscheit, U. Müller: Sachsen, Slawen, Friesen und Dänen. Das Frühmittelalter in Schleswig-Holstein. Arch. Nachr. SH, Horizonte, 50. Kiel/Hamburg, Wachholz, 2020.

25 Anm.: Deutsche Ostkolonisation. Der Begriff bezieht sich zum einen auf die Neuansiedlung deutscher Bauern im 12/13. Jahrhundert in den vormals slawisch besiedelten Gebieten östlich von Elbe und Saale. Die gewaltsame Vertreibung bzw. Unterdrückung der hier ansässigen Bevölkerung (eiectio Slavorum) wird diskutiert. Des Weiteren wird der Begriff für die Ausdehnung der kirchlichen wie weltlichen Macht angewandt, die Förderung von Baukunst und Handwerken, die Einrichtung von Kaufmannsniederlassungen, die Gründung von Städten.

CHRISTIANE ORGIS

Die Struves – Eine Lehrerfamilie aus Ostholstein und ihre Beziehung zum Verein und zur „Heimat“

Von 2016 bis 2018 veröffentlichte Jürgen Eigner im Vereinsheft mehrere Aufsätze zur Geschichte von Verein und Zeitschrift. Das kam so gut an, dass die Beiträge in dem 2018 erschienen Jubiläumsbuch „Aus 125 Jahren Die Heimat“ noch einmal zusammengefasst wurden. Dieses Büchlein war zugleich Inspiration für einen noch intimeren Rückblick auf die Gründerzeit des Vereins, der sich auf unveröffentlichte Schriftstücke aus der Familie der Verfasserin stützt[1].

Schaut man in die Mitgliedslisten der Zeitschrift, die 1892 mit voller Berufsbezeichnung geführt wurden, so überwiegt in hohem Maße ein Beruf: Lehrer, und zwar in seiner männlichen Form. Dazu zählen auch die Berufsbezeichnungen für angehende Lehrer, nämlich „Seminarist“ bzw. die Vorstufe „Präparand“. Diese ganz jungen Lehrer traten geradezu massenhaft in den Verein in seiner Gründungsphase ein. Besonders deutlich wird dies an den Mitgliedszahlen der Orte mit Lehrerseminar, nämlich Eckernförde, Uetersen, Segeberg und Tondern. Nach heutiger Lesart waren viele der ersten Mitglieder also Studenten.

Mit der Berufsbezeichnung „Seminarist“ findet man im Mitgliedsverzeichnis von 1892 auch den 1869 geborenen Konrad Struve mit seiner Wohnadresse im ostholsteinischen Dörfchen Kassau. Neben ihm ist an gleicher Stelle der damalige erste Lehrer der Dorfschule namens Schöning als Mitglied erwähnt, der Konrads Schwager war, und unter dem Mitgliedsort Neumünster findet man seinen Bruder Hermann Struve mit dem Zusatz „Mittelschullehrer“. Also allein drei Lehrer aus einer Familie.

Was waren ihre Lebensumstände?

Konrad Struve war im Schulgebäude in Kassau 1869 als 10. Kind seiner Eltern Joachim Detlev Struve und seiner Frau Mathilde geboren worden. Er hatte zwei Brüder und sieben Schwestern.
Seinem Vater war zuerst der „soziale Aufstieg“ von der Landwirtschaft in den Lehrerberuf gelungen. Als Sohn eines Klüterers (Landarbeiters) 1822 geboren, war er früh verwaist und musste schon mit 12 Jahren als Dienstjunge eines Försters Schwerstarbeit leisten. Mit Erreichen der Volljährigkeit waren ihm und seinem Bruder Jakob je 1000 M. Courant aus mütterlichem Erbe ausgezahlt worden. Der Bruder nutzte dies für eine Auswanderung nach Amerika und den Kauf einer Farm. Joachim investierte dies in eine Lehrerausbildung und bestand 1842 die Lehrerprüfung im Seminar von Segeberg.
Von 1860 bis 1886 war er dann der erste Lehrer in Kassau, einer zunächst einklassigen, später zweiklassigen Dorfschule. Die Schulkinder kamen aus der Landwirtschaft der umliegenden Dörfer oder waren Kinder der Bediensteten des adligen Gutes Sierhagen. Zeitweise sollen 140 Kinder diese Schule besucht haben.

Abb. 1: Joachim Detlev Struve, Lehrer in Kassau/ Ostholstein mit Ehefrau Mathilde, ca. 1860. (Fotograf unbekannt, Privatarchiv Orgis)

Wovon lebte die Lehrerfamilie?

Das schmale Gehalt eines Lehrers hätte zum Überleben der kinderreichen Familie kaum gereicht, aber Joachim Struve hatte noch Zuverdienste am Gut Sierhagen als Rechnungsprüfer für die Gutssparkasse, als Trichinenbeschauer und als Nachhilfelehrer für die Grafenkinder. Daneben war er auch Landwirt für den Eigenbedarf, denn in der Ernährung war die Familie weitgehend autark. Es wurden Kartoffeln, Obst und Gemüse angebaut, die Familie hielt Kühe, Schweine und Hühner. Eine halbe Tonne Roggen pro Jahr musste jeder Hufner (Kleinbauer) der Umgebung der Lehrerfamilie liefern. Kleiderspenden aus dem Gutshof waren neben genähter und gestrickter Kleidung aus selbst gesponnenem Garn weitere Grundlage des bescheidenen Lebens. Das Haus umfasste die Schulstube und die Lehrerwohnung, bestehend aus einer Küche, zwei Stuben, einem Eltern-

Abb. 2: Konrad Struve, Seminarist, ca. 1888. Fotograf: Ferdinand Lavorenz, Uetersen

Abb. 3: Konrad Struve, mittig als Schreiber, inmitten der Seminaristen Wohlenberg, Jürgensen, Junge, Kreutzfeld und Gebrüder Marekmann, ca. 1888 (Fotograf: Ferdinand Lavorenz, Uetersen)

schlafzimmer, einem Schlafraum für die Söhne und den winzigen Mädchenkammern. Vorratsräume und Ställe waren ebenfalls im Haus oder im Anbau.

Konrad schreibt: *Das Leben der Bewohner spielte sich an gewöhnlichen Tagen in dem Esszimmer ab, das über einen Kachelofen als Beileger von der Küche aus geheizt wurde. Der Vater saß in einem einfachen Lehnstuhl, ansonsten gab es ein Klavier, einen Esstisch, eine Holzbank und einfache Stühle. Es war eine stattliche Tafelrunde, die pünktlich um 12 und 19 Uhr zusammenkam. Alles war von spartanischer Einfachheit. War die Butter für den Aufstrich knapp, gab es morgens warme Milch mit eingebrocktem Schwarzbrot. Nachmittags um 4 Uhr gab es Feinbrot aus gesiebtem Roggenmehl mit Schmalz. Abends wurden Bratkartoffeln aus der Pfanne gegessen oder dicke Grütze mit Milch oder Dickmilch. Das tägliche Gemüse lieferte der eigene Garten. Die Fleischkost wurde durch das Schweineschlachten im November bestritten, das musste für das ganze Jahr reichen.*

Eine tiefe Verbundenheit zur Natur hat Konrad sein Leben lang bis ins hohe Alter geprägt und das war vermutlich auch ein Grund, in den Verein einzutreten. Konrad schreibt: *Wenn ich an unsere beiden Gärten am Hause denke, dann weiß ich, dass sie zu meinem Jugendparadies gehörten. An der Südwand des weinbewachsenen Hauses stand im Sonnenlicht eine Gartenbank. Von hier aus konnte man das Gartenrotschwänzchen beobachten, das von uns plattdeutschen Kindern wegen seines eigentümlichen Rufes „Füerticker" genannt wurde. Ich konnte von dort die nützliche Tätigkeit der Singvögel beobachten und wusste genau, welche Kerbtiere jede Art bevorzugte. Auf dieser Bank saß auch gerne die Mutter und bereitete das Gemüse für das Mittagessen vor. Hier und am Spinnrad konnte ich mit ihr sprechen, sie war immer sanft und freundlich. Zwei breite Stiege führten durch den Garten zwischen hohen alten Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern hindurch zum Backhaus. Auf dem Weg war ein riesiger Apfelbaum, der zum Klettern und Verstecken einlud. Ein großer Walnussbaum bot gemütliche Sitzplätze und eine große Anzahl Zwetschgenbäume gab herrliche Früchte, die für den Winter getrocknet wurden. Besonders schön waren der erblühende Goldregen und Rotdorn zur Pfingstzeit. Im Winter gingen wir in den*

Kuhstall zum Melken der Kühe beim Schein der Laterne, im Sommer auf die Weide.
Doch wie ist aus diesem einfachen Leben und der Verbundenheit mit der Natur der Wunsch entstanden, den gleichen Beruf zu ergreifen wie der Vater, was letztlich auch zur Mitgliedschaft in unserem Verein führte?

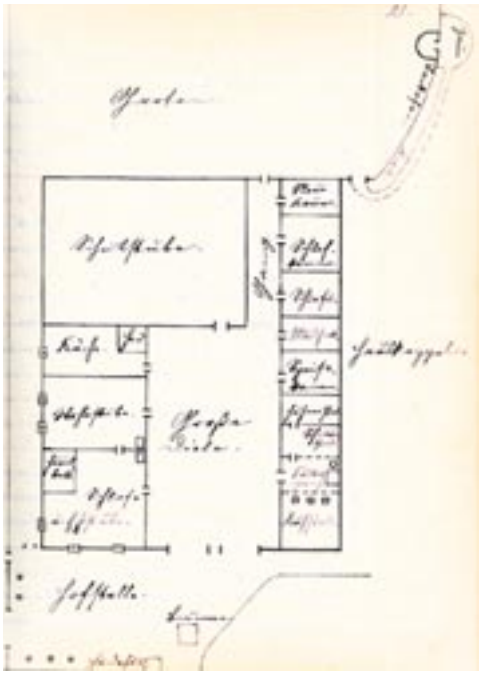

Abb. 4: Schule/Wohnhaus in Kassau/Ostholstein, ca. 1860 (vor Erweiterung) (Zeichnung Catherine Lange, geb. Struve)

Auch dieser Weg muss seine Wurzeln in Kindheit und Erziehung gehabt haben.
Vorausschicken muss man, dass die Lehrer der Volksschulen, die für die Grundbildung von Mädchen und Jungen bis zur Konfirmation zuständig waren, selbst weder eine höhere Schulbildung noch Abitur hatten oder auf der Universität waren. Sie erlernten den Beruf, indem sie entweder zunächst auf eine Präparandenanstalt gingen oder sich privat vorbereiteten und dann nach Aufnahmeprüfung ein Lehrerseminar besuchten. Die private Vorbereitung erfolgte dann regelmäßig durch die eigenen Väter, die den Beruf an ihre Söhne weitergaben. So war es auch im Lehrerhaushalt Struve in Kassau. Alle drei Söhne Hermann, Robert und Konrad wurden vom Vater auf die Aufnahmeprüfung des Lehrerseminars zu Hause vorbereitet. Die Töchter Struve hingegen lernten Hauswirtschaft nur im eigenen Haushalt durch die Mutter und ältere Schwestern für ihr künftiges Dasein als Hausfrau und Mutter. Erst eine Generation weiter konnten Konrads Nichten Mimi und Mathilde, nach der Erlaubnis der männlichen Familienmitglieder, das Schleswiger Lehrerinnenseminar absolvieren. Sie entschieden sich damit zugleich für das damals für Lehrerinnen vorgeschriebene Zölibat. Das spiegelt sich auch im Mitgliedsverzeichnis des Vereins

Abb. 5: Mimi (links) und Mathilde Lange, Seminaristinnen in Schleswig 1903 (Foto: Gustav Rasch, Schleswig)

von 1892 wieder: Die wenigen weiblichen Mitglieder tragen das „Fräulein“ vorweg und haben die Berufsbezeichnung „Lehrerin“.
Konrad berichtet über seine Vorbereitungen für den Lehrerberuf: *Nach dem Abendessen um 19 Uhr begann der Unterricht im Elternhaus, der sich auf den jeweiligen Präparanden und die größeren Kinder erstreckte. Es wurden die Naturwissenschaften, Deutsch, besonders auch der freie Aufsatz, Geschichte, Erdkunde, Mathematik und später auch Englisch und Latein durch den Pastor erlernt. Die Mutter und die mit Handarbeit beschäftigten Schwestern waren stille Zuhörer. Es war zugleich eine Familienschule von ungeheurer Eindringlichkeit. Die Unterrichtsform war die denkbar einfachste und zwangloseste. Einer las vor, dann wurden Punkte, die irgendwelche Schwierigkeiten boten in der schlichtesten Weise erörtert. Mein Vater verfügte über eine recht umfängliche Bibliothek, die zu Raten gezogen wurde. Besonders interessierten mich Brehms Tierleben, Grubes „Charakterbilder der Geschichte“, Russ „meine Freunde“ und Oltrogges Gedichtsammlung. Die Gedichte habe ich besonders beim Kühe hüten weiter geübt.*

Abb. 6: Robert Struve, Seminarist Uetersen, ca. 1885, gestorben 1886 (Foto: Ferdinand Lavorenz, Uetersen)

Dieser Abendunterricht war wohl entscheidend, denn alle drei Brüder Struve bestanden die Aufnahmeprüfung für die Lehrerseminare. Allerdings sollte dies für einen der Brüder das Todesurteil sein.
Zuerst erkrankte der älteste Sohn Hermann während der Seminarausbildung an der Krankheit, die für den Lehrerberuf geradezu typisch war: Tuberkulose. Er wurde vom Seminar beurlaubt und kehrte für etwa ein Jahr in sein Elternhaus zurück, auf Genesung hoffend. Dass hier zugleich seine jüngeren Geschwister und viele Schulkinder lebten, war egal. Doch Hermann wurde wieder gesund, konnte die Lehrerausbildung fortsetzen, wurde Mittelschullehrer in Neumünster. Sein ältester Sohn Paul sollte der erste der Familie mit einer akademischen Ausbildung werden und erfolgreich promovieren, fiel aber nur kurze Zeit danach im ersten Weltkrieg.
Dann bestand der zweitälteste Sohn Robert die Aufnahmeprüfung für das Seminar, aber auch er erkrankte an Tuberkulose, kehrte ins Elternhaus zurück, wo er mit 22 Jahren verstarb.
Trotzdem wurde auch Konrad auf den Seminarbesuch vorbereitet, bestand die Aufnahmeprüfung und schloss die Lehrerausbildung erfolgreich ab. Er kehrte zunächst an seine Geburtsstätte zurück und übernahm die 2. Lehrerstelle. Das war die anfangs erwähnte Zeit, als er in den Verein für Natur- und Landeskunde eintrat. Dann erkrankte auch er an Tuberkulose, konnte die Krankheit aber bei einem längeren Kuraufenthalt im Schwarzwald überwinden. Während dieser Zeit intensivierte er seine Naturerfahrungen und erlernte zusätzlich heilpraktische Fertigkeiten wie „Handauflegen“ und „Warzenbesprechung“ .
Danach verließ Konrad sein Heimatdorf und ging an die städtische Volksschule in der Hafenstraße in Elmshorn. Ein Grund soll gewesen sein, dass von dörflichen Lehrern erwartet wurde, auch in der Kirche die Orgel zu spielen. Das scheiterte an Konrads Unmusikalität. Seine verzweifelten Übungen des musikalisch einfachen Liedes „Jesus geh voran“ für die Prüfung gingen legendär in die Familiengeschichte ein.

In Elmshorn heiratete er Else Busch, die ebenfalls aus einer Lehrerfamilie stammte, und bekam mit ihr vier Söhne. Konrad stieg zum Rektor der Schule auf, bis er 1932 im Rahmen der Brüningschen Notverordnungen[2] pensioniert wurde. Danach intensivierte er die Erforschung von Natur und Geschichte von Elmshorn, vor allem auf seinen umfangreichen Spaziergängen. Er gründete eine Wochenbeilage zu den Elmshorner Nachrichten. Er leitete das Archiv, schrieb die Stadtgeschichte Elmshorns und gründete das Elmshorner Heimatmuseum. Politisch stand er den Sozialdemokraten nah und blieb ein Freidenker, auch als die NSDAP an die Macht kam, der er nie beitrat. Der jüdischen Gemeinde der Stadt hatte er in seinem Bericht über die Synagoge und den Flamweg in Elmshorn ein achtungsvolles Denkmal gesetzt[3].

Er starb 1957. Im Konrad-Struve-Haus der Ortsgeschichte Elmshorns erinnert u. a. ein Ölgemälde und ein Spazierstock an ihn. In unserem Verein war er 65 Jahre Mitglied.

Anmerkungen

1 Auguste Hamann, geb. Struve, Lebenserinnerungen unveröffentlicht, 1919
Catherine Lange, geb. Struve, Lebenserinnerungen, unveröffentlicht, ohne Datum
Schriftliche Aufzeichnungen von Konrad Struve ohne Datum

2 Reichskanzler Brüning erließ in Folge der Weltwirtschaftskrise ab 1929 eine Reihe von Verordnungen um den Staatshaushalt zu sanieren und die Massenarbeitslosigkeit zu bekämpfen. U. a. wurden die Beamtengehälter gekürzt und das Pensionsalter herabgesetzt.

3 *Aus der engeren Heimat*, Beilage zu den Elmshorner Nachrichten, 6. Jahrgang 1928, S. 278 f

HARGEN THOMSEN

Idylle im Sturm – Klaus Groths „Quickborn" und *De Welt*

De ganze Welt is weg lautet eine Zeile aus der dritten Strophe von „Min Modersprak", dem Eingangsgedicht von Klaus Groths „Quickborn". Ein verblüffender Satz. Die Welt ist weg, sie verschwindet unter dem Einfluss der Muttersprache, der hier gehuldigt wird, womit das Niederdeutsche gemeint ist. Nun wissen wir alle, dass die wichtigste Funktion von Sprache gerade darin besteht, die Welt zur Erscheinung zu bringen. Hier aber wird durch die Sprache ein Kindergefühl beschworen (*Ik föhl mi as en lüttjet Kind*, heißt es da), dass in ein vorsprachliches Urgefühl absoluter Vertrautheit zurückführt und eine Welt zum Verschwinden bringt, die durch die scharfkantigen Alliterationen *Stahl un Steen* und *Stolt* charakterisiert ist. Die Muttersprache lässt den Sprecher in einen Zustand vor aller Sprache und vor aller damit verbundenen Rationalität zurückfallen.

„Welt" ist einer der am häufigsten gebrauchten Termini in Klaus Groths Gedichtsammlung, mit der Ende 1852 ein neuer Abschnitt in der niederdeutschen Literaturgeschichte begann. Über 40mal ist der Begriff gebraucht, was geradezu auf einen Schlüsselbegriff hindeutet, leider aber einen ohne terminologische Eindeutigkeit. In „Min Jehann" ist es *de Welt so grot*, die sich in verlockender Endlosigkeit vor dem Kind ausdehnt, in „Min Platz vær Dær" ist es die Welt, von der sich das erwachsen gewordene Ich enttäuscht abwendet, in „Abendfreden" ist sie *„rein so sachen / As leeg se deep in Droom"*, während es in „Dat Moor" *bi Nacht en anner Welt* gibt, wo Dinge geheimnisvoll in Bewegung geraten. Einmal lacht die Welt, ein andermal ist sie groß und einsam. Einmal ist es eine Welt der Gegenwart, die nicht mehr verstanden wird, ein andermal eine Welt der Vergangenheit, die nostalgisch verklärt wird. Einmal ist die Welt direkt vor der Haustür gemeint, ein andermal die Neue

Abb. 1: Klaus Groth. Bronzebüste von Manfred Sihle-Wissel, 2019 (Foto: Günter Orgis)

Welt auf der anderen Seite des Ozeans. Einmal ist eine ganz und gar diesseitige Welt gemeint, ein andermal eine jenseitige, und irgendwann einmal ist die Welt auch ganz zu Ende (*Un mit sin Dochder weer sin Welt to Enn'*, wie es am Ende von „Ut de Marsch" heißt). So wichtig dieser Begriff für Groths Dichten zu sein scheint, so wenig lässt sich exakt festmachen, was eigentlich damit gemeint ist – außer vielleicht, dass all diese Welten ein Gegenüber zum lyrischen Ich darstellen, das sich meistens rätselhaft verschließt oder sich als Antagonist verhält. Was für eine Welt ist es also, die der „Quickborn" meint?

Vom Publikum aus gesehen scheint der Fall klar zu sein. Der unmittelbare Erfolg, den der „Quickborn" bei seinem ersten Erscheinen im November 1852 hatte und der fast bruchlos bis zum 1. Weltkrieg anhielt, kann am besten erklärt werden durch seine Funktion als Fluchtwelt. Eine Fluchtwelt, in die sich der – gewöhnlich bürgerliche! – Leser zurückzieht, um sich von den Frustrationen einer unübersichtlich gewordenen Moderne zu erholen. In diesem Sinne muss Groths Erfolg im Zusammenhang mit der Gattung der Dorfgeschichte gesehen werden, wie sie durch Immermann initiiert und durch Auerbach zum Erfolg geführt wurde.

Karl Immermann hatte in den Oberhof-Passagen seines „Münchhausen"-Romans (1838/39) das bäuerliche Leben und Brauchtum am Beispiel eines westfälischen Großbauern derart detailliert geschildert, dass Volkskundler es als historische Quelle benutzt haben. Ingeborg Weber-Kellermann zitiert z. B. in ihrem Buch „Landleben im 19. Jahrhundert" seitenweise daraus,[1] ohne zu bedenken, dass wir es mit einer literarischen Utopie zu tun zu haben, die Immermann der modernen Luft- und Lügenwelt des Münchhausen gegenüberstellt. Berthold Auerbach auf der anderen Seite, der seit 1842 seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" publizierte, betrachtet das Land aus der Distanz eines liberalen Vormärz-Intellektuellen, dessen bürgerliche Protagonisten mit einer Haltung lukullischen Genießens durch die schöne Gegend spazieren und lange Monologe über die Einfachheit des Landlebens halten, während ein alter Bauer ihnen das Gepäck hinterherträgt. *Wär ich ein Bauer, ich wäre glücklich*,[2] schwärmt da einer der Ausflügler in der Erzählung „Die Frau Professorin" (1846), aber natürlich denkt er nicht im Traum daran, es wirklich zu werden. Auerbach, das sollte man ihm immerhin zugestehen, ist sich dieser Zwiespältigkeit durchaus bewusst, aber er findet nicht aus ihr heraus.

Groths Ansatz ist aber ein anderer. Er hat nicht den Blick eines Volkskundlers, der die Brauchtümer des Landlebens in all ihren pittoresken Details ausbreiten würde. Selbst die langen Erzählgedichte des „Quickborn" sind mit beschreibenden Passagen eher zurückhaltend und gehen dabei auch nie ins Einzelne. Wie die Welt seiner Gedichte funktioniert, das erklärt er nicht, er vertraut einfach darauf, dass die Leser sich irgendwie hineinfinden werden. Er zeigt auch nicht ausschließlich glückliche Bauern, sondern ebenso gescheiterte Existenzen, Armenhäusler oder einen reichen Großbauern, der sich verspekuliert. Er zeigt Tod, Gewalt, Verlust, Trauer, Angst, er zeigt Menschen, die innerlich oder äußerlich leiden, die ihr Leben nicht im Griff haben, Unbegreifliches tun und am Ende zugrunde gehen. Eine idyllische Fluchtwelt sieht anders aus, sollte man meinen.

Groth hat nicht die Perspektive des Außenstehenden, wie Immermann oder Auerbach. Sein lyrisches Ich ist nicht der Sommerfrischler, der in seinen Ferien Urlaub auf dem Bauernhof macht und das Landleben auf die eine oder andere Weise moralisch kategorisiert, ohne wirklich zu begreifen, was da vor sich geht. Er erzählt vielmehr aus dem Inneren heraus, wie wenn es eine Art kollektives Bewusstsein wäre, das hier spräche, gewissermaßen ganz ohne Beteiligung eines vermittelnden Ichs. Er hat sich auf diese Objektivität viel zugutegehalten und immer wieder betont, dass der „Quickborn" keine Erlebnislyrik im Goethe'schen Sinne enthalte, dass Autor und lyrisches Ich nicht identisch seien.

Mein Buch ist eine Sammlung, es soll aber etwas andres sein: eine Einheit: das Volk in seinen Gestalten, die plattdeutsche Sprache in ihren Formen und Tönen. Ich bin nicht in dem Buche, als so weit ich zum Volke gehöre, Sie werden selbst finden: nicht der Wissende, nicht der Leidende ist darin. Diese Objektivität rechne ich als mein Hauptverdienst mir an.[3]

Wir wollen jetzt nicht darüber diskutieren, inwieweit diese Objektivität nur ein Konstrukt ist. Ironischerweise wurde Groth ja im Laufe der Rezeptionsgeschichte immer wieder vorgeworfen, dass er eben nicht der objektive Sprecher seines Volkes sei, sondern der von des Gedankens Blässe angekränkelte Intellektuelle, der sich das Kostüm des dichtenden Bauern nur übergestreift, in Wirklichkeit seine Verse aber künstlich erklügelt habe. Man denke etwa an den überraschenden Verriss Wolfgang Stammlers aus seiner „Geschichte der niederdeutschen Literatur" (1920).[4] Und auch heute noch wird Groth ja mit erstaunlicher Hartnäckigkeit vorgeworfen, seine Figuren würden viel zu viel weinen, als dass sie echte Norddeutsche sein könnten.

Solche volkstümlichen Typisierungen (oder Klischees) können jedoch schwerlich als Kriterium literarischer Qualität herhalten. Überdies sind Tränen ja durchaus angebracht, wenn das Thema eines Gedichtes Nostalgie und Verlust ist (wie bei „Min Jehann" oder „De junge Wetfru"). In anderen Texten, insbesondere den langen Erzählgedichten werden dagegen die Tränendrüsen durchaus nicht beansprucht. Ein Hauptstilmerkmal Groths ist ja gerade die äußerste Knappheit des Ausdrucks, der häufig ein einziges Wort oder eine kurze Wendung genügt, um komplexe Stimmungen zu evozieren. Natürlich war Groth ein Intellektueller, wie sich aus seiner Biographie leicht beweisen lässt, und Groth selbst war der erste, der immer wieder darauf hingewiesen hat. Er selbst hat sich nie als dichtender Bauer ausgegeben, sondern im Gegenteil ärgerlich reagiert, wenn man ihn in diese Ecke drängen wollte, und immer wieder betont, dass hinter dem „Quickborn" harte Arbeit stecke. Die Kritik, die das moralisierend beanstandete, hatte eher selber ein Problem mit einem völlig falschen Begriff von Naivität – einer Naivität, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht einmal mehr auf dem Land zu haben war.

Groths Dichten bewegt sich also von Anfang an im Widerspruch zwischen naivem Sujet und elaborierter Poetik, zwischen dem „Volksleben", das sein Gegenstand war, und dem bildungsbürgerlichen Publikum, von dem er verstanden werden wollte, zwischen der Volkssprache Niederdeutsch, in der er seine Gedichte verfasste, und dem wissenschaftlichen Anspruch, den er damit verband, zwischen der vormodernen Welt, die er schilderte, und der Moderne, von der er selbst ein Teil war. Diese Widersprüchlichkeit ist wesentlich nicht nur für Groths Schreiben, sondern für die ganze Mundart-

Abb. 2: Geburtshaus von Klaus Groth in Heide (Foto Günter Orgis)

und Dorfgeschichten-Literatur des 19. Jahrhunderts, die von Johann Peter Hebel bis Ludwig Ganghofer durchgängig von Autoren stammt, die die Welt, die sie schilderten, schon verlassen hatten. Viele Kritiker und Ideologen des Mundartlichen haben das als einen Defekt, ein Versagen betrachtet. In Wahrheit muss man darin ein konstitutives Merkmal der modernen Regionalliteratur sehen, sie bewegt sich immer im Zwiespalt zwischen der vormodernen Agrar-Welt, die sie schildert, und der bürgerlich aufgeklärten Bildungswelt, die ihr Denken, Handeln und Schreiben bestimmt. Das Ideal der Ursprünglichkeit, auf das sie sich beruft, ist für sie schon längst verloren, oder kann nur noch sekundär erworben werden, ähnlich wie in Kleists berühmtem Aufsatz „Über das Marionettentheater" das Paradies nur wieder erobert werden kann, nachdem man einmal die ganze Welt umrundet hat und es durch die Hintertür der Reflexion wieder betritt.

Dies sollten wir als grundlegend im Gedächtnis bewahren, wenn wir jetzt auf die Frage zurückkommen, welche „Welt" es ist, die Klaus Groth in seinem „Quickborn" schildert. Können wir wirklich annehmen, dass Groth jene idyllische Fluchtwelt im Sinn hatte, die mancher Leser darin zu finden hoffte? Wenn wir den Begriff der Idylle so definieren, dass er einen konfliktfeien Raum meint, der in einer ländlich vormodernen Umgebung verortet ist, dann haben wir schon gesehen, dass Groths Welt sehr wohl Konflikte kennt und sich damit ganz bewusst von einem Begriff der Idylle abgrenzt, der bloße Weltflucht meint. In einem wichtigen poetologischen Brief, der 1852 kurz vor dem Erscheinen des Quickborn geschrieben wurde, bezieht sich der in allen modernen Literaturen belesene Groth auf den Franzosen Alphonse de Lamartine und seine in den 1830er Jahren erschienenen Idyllen:

Die Franzosen wollen uns immer weißmachen, die Idylle bestehe in Ausnahmezuständen, im Absondern von der Welt, in bloß äußerer Stille. Noch vor nicht lange hat Lamartine die Franzosen durch seine chute d'un ange und seinen Jocelin exaltiert, wo der Engel unter den Zedern Libanons, der Jocelin in den Alpen haust. Allein die Stille der Idylle liegt anderwärts. Ich habe meine Gestalten dreist unter der Bewegung der Welt gelassen und wollte nur zeichnen den Kampf des Gemüts um die Ruhe, die in der Hanne durch glückliche Umstände erreicht wird, während sie in den Familienbildern als stilles Entsagen auftritt; im Kunrad aber entsteht durch einen Fehlgriff der Hauptperson ein tragisches Ende.[5]

Groth versucht also, die Idee der Idylle zu bewahren, indem er sie den zersetzenden und zerstörenden Kräften der Moderne aussetzt, ohne dass sie dabei ganz zerstört wird – was fast schon einer Quadratur des Kreises gleicht. Denn eigentlich ist die Idylle ja eine Gattung, die ganz im Vormodernen wurzelt und dessen zyklisches Zeitverständnis gewissermaßen verbildlicht durch eine Handlung, die keine Progression kennt, wie sie für die moderne Literatur typisch ist. Die Handlung der Idylle, wenn man denn überhaupt von einer Handlung sprechen kann, kreist in sich selbst oder dreht sich um sich selbst, sie spielt in einem Raum, der sich in der Zeit nicht erweitert, sondern gewissermaßen immer zu sich selbst zurückfindet. Die Welt der Idylle ist eine Welt im Stillstand. Dagegen spricht Groth jetzt von einer *Bewegung der Welt*, der er seine Figuren aussetzen will, was eigentlich den Rahmen der Idylle sprengen müsste, denn eine Welt in Bewegung kann per se keine idyllische Welt sein. Eine Welt in Bewegung, das ist die Welt der Moderne. Groth versucht also, die Welt der Moderne mit der Welt der Idylle in Verbindung zu setzen und dadurch eine Idylle zu schaffen, die die Moderne nicht verleugnet, ohne andererseits von ihr zerstört zu werden.

„Familjenbiller"

Wie das im konkreten Fall aussieht, soll jetzt anhand der „Familjenbiller" gezeigt werden, einem Zyklus von sechs erzählenden Langgedichten, die zwischen Juli 1850 und März 1852 entstanden und seit der 1. Auflage zum Kernbestand des „Quickborn" zählen.[6] Der künstlerisch überzeugendste Teil der „Familjenbiller" ist der erste, „Dat Gewitter",[7] der im Juli 1850 unmittelbar nach „Peter Kunrad" entstand. Vermutlich war hier noch kein Zyklus geplant, die Szenerie deutet die Möglichkeit einer Fortsetzung nicht an. Ein alter Mann und sein

Enkel, die weiter nicht bezeichnet werden, bergen sich in einer Strohhütte vor einem Gewitter. Die Handlung, sofern man davon sprechen kann, wird fast ausschließlich durch den Monolog des Großvaters wiedergegeben, auf den weder das Kind noch der Nachbar, der ebenfalls in der Hütte Zuflucht gesucht hat, eingehen – im Gegenteil, beide schlafen ein, während der alte Mann das Wetter kommentiert oder seine Gedanken in die Vergangenheit schweifen lässt. Eine Veränderung findet auch hier schon statt, abzulesen an der Abholzung der einst dichten Wälder, die jetzt überall Lücken haben, durch die man hinaussehen kann:

Wi segen do vunt Moor ut nix as Böm.
Ik weer dat anner Værjahr rein verbistert,
As ik dat nakte, kahle Dörp der sehn kunn.
(V. 181–183)

Die Welt ist also nicht mehr geschlossen, sie beginnt, sich in die Moderne zu öffnen, und das irritiert den Menschen, der die dadurch entstehende Weite nicht gewohnt ist. Das Merkwürdige ist aber nun, dass das Gewitter, das ja normalerweise als destruktive Naturkraft gesehen wird, einen Schutzraum vor dieser Entgrenzung bildet:

Doch keek man dær den Regen rop na't Holt,
So weer't, as harr man'n Platen [Schürze] ævern Kopp,
As keek man dær en Sęv ut fine Pęrhaar, [Sieb aus Pferdehaaren]
– Wat man wul deit, wenn Moder backen will
Un man dat Sichtüg [Mehlsieb] gau vun Nawersch lehnt… (V. 73–77)

Der Gewitterregen, der den Himmel verdüstert, wird mit einer Kindheitserinnerung assoziiert, die auf äußerst präzise und detaillierte Weise vergegenwärtigt wird: Man beobachtet die Mutter beim Backen und hüllt sich in ihre Schürze. Das Kind hat darum keine Angst vor dem Gewitter, sondern lässt sich vom Gerede des Großvaters einlullen:

Dat weer binah, as leeg man in'e Dei [Wiege]
Un hör, wa Moder sachten Wiwi sung,
Wat jümmer sachter, jümmer warmer war:
Man hör dat knapp, man föhl dat Hart al slapen,
Man dę' de Ogen drömi op un to. (V. 89–93)

Ausgerechnet das Erlebnis des Sturms mündet in ein Gefühl kindlicher Urvertrautheit und Geborgenheit! Wenn man weiß, wie sparsam Groth mit dem Wort „Mutter" umgeht, muss man durch die zweimalige Nennung an dieser Stelle aufmerksam werden. Das Kind, mit dem Großvater zusammengedrängt unter einem provisorischen Unterstand aus Torfsoden und Heu, der einem heftigen Windstoß kaum standhalten würde und vor dem Regen nur notdürftig Schutz bietet, erlebt in diesem Ausgeliefertsein an die elementare Kraft der Natur paradoxerweise das Gefühl absoluten Behütetseins gleich dem im mütterlichen Schoß. In dieser Szene erreicht Groth einmal das Ideal einer Idylle, also einer Situation, in der der Mensch bruch- und fraglos in der Natur aufgehoben ist, und durch die Natur in einer göttlichen Ordnung, die sich am ehesten in der elementaren Gewalt eines Gewitters offenbart und dabei zugleich, eben durch diese Gewalt, die keiner irdischen gleicht, Sicherheit verleiht:

Mi dünkt, uns Herrgott hett dat Rik alleen,
Un wenn he snackt, so schulln wi annern swigen. (V. 145f.)

So fließen Mutter, Natur und Gott zu einem Gefühl des völligen Aufgehobenseins in einer absoluten Ordnung zusammen, wenn auch nur für einen Moment. Eine solche vollkommene Idylle finden wir in Groths Werk nur noch ein zweites Mal, und zwar in dem Blankvers-Gedicht „Ünnermeel", das die völlige Stille während der sommerlichen Mittagsruhe auf einem Hofplatz schildert.

Abb. 3: De Sünndagmorgen. Zeichnung von Otto Specker

Groths dichterische Produktivität verlief immer in eigentümlichen Schüben. „Dat Gewitter" entstand als letztes Gedicht einer ungemein produktiven Phase, in der nicht nur einige der wichtigsten „Quickborn"-Gedichte entstanden, wie „Hanne ut Frankrik" oder „Peter Kunrad", sondern auch ein großer Teil der hochdeutschen Gedichte, die später in den Band „100 Blätter" aufgenommen wurden. „Dat Gewitter" ist in der Handschrift auf den 13. Juli 1850 datiert, dann folgt eine Phase völligen Schweigens, in der weder hoch- noch plattdeutsche Gedichte entstanden – volle 16 Monate lang! Erst Ende Oktober oder Anfang November 1851 ist diese ungemein lange Schreibblockade überwunden, und der neuerliche Produktivitätsschub setzt mit Meisterwerken wie „Min Jehann", „Min Platz vær Dær" und „De Sünndagmorgen" ein, letzteres der zweite Teil der „Familjenbiller", die vielleicht immer noch nicht als Zyklus gemeint sind.

„De Sünndagmorgen"[8] beginnt mit der klassischen Ausgangslage einer Idylle, einer Familie, die sich am Sonntagmorgen um den Frühstückstisch versammelt, der Enkel auf dem Schoß seines Großvaters, der Vater kommt von einer morgendlichen Besorgung nach Hause und die Mutter wischt schnell noch ein paar Spinnweben aus der Ecke hinter der Tür. 80 Zeilen lang hält sich der Text mit solchen Detailschilderungen auf – auch das ein typisches Kennzeichen der Idylle – bevor sich der zweite Teil des Gedichts in einem Dialog zwischen dem Vater und einem Nachbarn abspielt. Das Gespräch kommt auf das Thema Auswanderung, und nachdem der Nachbar einige recht fantastisch klingende Beschreibungen der Wunder in Amerika zum Besten gegeben hat, fällt der Vater nachdenklich ein:

Hansohm, Spaß bi Sit,
Wull Obbe mit, ik wuss ni, wat ik dę,
Ik löv, man kann wat warrn gündsit dat Water;
Denn wat man hört, dat Meiste is doch gut,
Dat is der frier, nich so enk un ängstli,
Dar is noch Rum; wer will, de finnt sin Brot. (V. 106–111)

Ohne die politische Situation nach dem Scheitern der Schleswig-Holsteinischen Erhebung auch nur mit einem Wort zu streifen, wird hier doch die Situation angedeutet, in der viele Schleswig-Holsteiner das Land verließen und nach Amerika auswanderten, teils um dem politischen Druck zu entgehen, teils um ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern. Obwohl der Text scheinbar im Nirgendwo und Irgendwann der Idylle zu spielen scheint, ist er hier doch sehr präzise in der geschichtlichen Wirklichkeit verankert, als Deutschland vom bis dahin größten Auswanderungsschub erfasst wurde. Der Vater spinnt die Auswandererfantasie über ein freies Leben in Amerika noch eine Weile weiter und macht seinem Ärger Luft über *Dit Rękeп un Berękeп un Belurn, ... Un all de feinen Herrn mit Brill un Stock / Un Wętenschop un Hochdütsch un wat anners* (V. 170, 179f.) – über eine Welt also, die zunehmend rauer, kälter und unverständlicher wird.

Schließlich aber wird er unterbrochen vom Großvater: *Denn reis't man, seggt de Ol, ik reis' ni mit!* Der Obbe entwickelt dann sozusagen eine konservative Gegenposition, indem er an die alte Dithmarscher Freiheit erinnert, und dass Freiheit auch jetzt und hier erobert werden kann: *Wenn wi man wüllt, de Fürsten künnt ni vęl* (V. 221). Auch das eine eminent politische Aussage, wenn man die Zeitumstände bedenkt. Im Übrigen war auch das Leben des alten Mannes keine reine Idylle, immerhin hat er sieben Kinder zu Grabe tragen müssen. Die Idylle wird also nicht nur von der Moderne bedroht, sie war auch in der vormodernen Gesellschaft schon brüchig und verletzlich. Wenn es am Ende heißt: *Lat uns to Kark un lat uns będen, / Dat wi hier blivt bet an uns seli Enn'* (V. 301f.), dann klingt dieser Verweis auf eine metaphysische Ordnung längst nicht mehr so selbstgewiss wie in „Dat Gewitter", sondern nur noch wie eine ängstliche Hoffnung, von der auch der Alte nicht mehr weiß, ob er sich noch auf sie verlassen kann.

Die vier letzten „Familjenbiller" entstanden in einem Zug im März 1852, also nochmal fast ein halbes Jahr nach dem „Sünndagmorgen", und erst jetzt wird ein echter Zyklus daraus. Der Zeitrahmen hat sich verändert, etwa zwanzig Jahre sind vergangen, der kleine Junge aus den ersten beiden Texten ist zum jungen Mann geworden und steht nun im Mittelpunkt der Handlung. Im dritten Gedicht („Heinri") spinnt sich eine zarte Liebesgeschichte mit der Tochter des Pastors an. Offen gestanden habe ich immer

Abb. 4: Klaus Groth (Hans Olde 1896)

gefunden, dass Groths Liebespaare ausgesprochen langweilig sind. Sie sind viel zu makellos, als dass man sich wirklich für sie interessieren könnte. Deshalb halte ich diesen dritten auch für den schwächsten Teil des Zyklus'.

Umso überraschender der vierte Teil,[9] der in eine ganz andere Erfahrungswelt eintaucht, in die Welt des Krieges, der hier nicht aus der Distanz durch einen unsichtbaren Chronisten geschildert wird, sondern aus der Ich-Perspektive des Kriegsteilnehmers, der eine radikal fragmentierte Wahrnehmung wiedergibt, wie sie ein einfacher Soldat in einer Schlacht wohl haben muss. Man steht nicht auf einem Feldherrnhügel, man hat nicht den Überblick der Generäle und Geschichtsschreiber, man erfährt nicht einmal, wer gegen wen kämpft oder wer am Ende gewonnen hat. Nur unverbundene Eindrücke stehen nebeneinander, das Ich ist ein bedeutungsloses Rädchen im Getriebe der Kriegsmaschinerie und gibt nur die unverbundenen Eindrücke wieder, die ein Rädchen im Getriebe eben haben kann: Vorbeifliegende Kanonenkugeln, ein Unteroffizier, der Befehle brüllt, Männer, die im Karree stehen und auf einen nur schattenhaft wahrgenommenen Angreifer feuern: *dar fulln se hin, / As puß en Wind dat Hackelsch vun en Dęl* (V. 66f.), als ob ein Windstoß die Spreu davonblasen würde, viel mehr erfährt man nicht vom Schlachtverlauf. *Wer störtt, de liggt* (V. 35 und 68), wird die Erfahrung des Krieges zusammengefasst, kurz und lakonisch wie in Uhlands „Gutem Kameraden". Viel ausführlicher wird dagegen der qualvolle Durst geschildert, den die schlecht ausgerüsteten Soldaten beim Marsch durch die Sommerhitze auszuhalten hatten. Und ausgerechnet dieses Gedicht trägt den Titel „De Welt"! Das Schlüsselwort des „Quickborn", das immer für ein Gegenüber des lyrischen Ichs steht, erscheint hier also in seiner düstersten und drastischsten Bedeutung, die Welt als Erfahrung des Schreckens, der zugleich als etwas ganz Normales, Alltägliches daherkommt, das nur nüchtern protokolliert wird, aber nicht wirklich in die eigene Erfahrungswelt integriert werden kann. Die Welt gleichbedeutend mit Krieg – ist dieser Titel sarkastisch gemeint, oder verweist er nur auf die simple Tatsache, dass über viele Jahrhunderte hinweg nur der Krieg den Dorfbewohnern die Möglichkeit gab, etwas von der Welt zu sehen, während sie sonst wohl ihr ganzes Leben in ihrem Dorf verbrachten?

Aus einem Brief vom 29. März 1851, der in Seeligs Biographie überliefert ist,[10] erfahren wir, dass Groth erst jetzt, also mit achtmonatiger Verspätung, von der Teilnahme seines Bruders Johann an der Schlacht bei Idstedt erfahren hatte. Offenbar hatte er sich selbst in einen psychologischen Teufelskreis gesperrt, indem er aus Angst vor schlechten Nachrichten nicht gewagt hatte nachzufragen, dadurch aber erst recht in einem Zustand permanenter Angst lebte, dass seinem Bruder etwas zugestoßen sein könnte, eine Angst die ihn wiederum hinderte, genauere Informationen einzuholen. Wahrscheinlich dürfte dieser Kreislauf der Angst zu der Phase des dichterischen Schweigens beigetragen haben, die ja genau in diesen Zeitabschnitt fällt. Später hat Johann Groth seinen Bruder auf Fehmarn besucht und von seinen Kriegserlebnissen berichtet. Genau diesen Bericht in all seiner kargen Nüchternheit und protokollarischen Lakonie formt Groth hier in Blankverse um, man könnte meinen, um sich dadurch aus seiner Angststarre zu befreien.

Auch das fünfte Gedicht hat einen gleichsam ironischen Titel: „Vadershus" heißt er, und

handelt von einem einsamen Posten auf der Heide, der also denkbar weit von seinem Vaterhaus entfernt ist, sich aber immer intensiver dahin zurückträumt, bis der Vater plötzlich leibhaftig vor ihm steht. Ist das real oder der Wunschtraum eines traumatisierten Kriegsteilnehmers, der von dieser Welt, die sich ihm nur in Gestalt des Krieges erschließt, erst einmal genug hat? Das abschließende Gedicht „Ut Lenken ward en Kęd" (Aus Gliedern wird eine Kette) erscheint auf den ersten Blick wie eine restaurative Fantasie: Der Held ist in sein Dorf zurückgekehrt und hat eine Familie gegründet, sein Vater ist zum Großvater geworden und sein kleiner Sohn spielt nun auf seinem Platz vor der Tür, wie am Anfang er selbst es getan hat. Die Welt ist wieder in Ordnung, die traditionelle Gesellschaft schließt sich wieder in ihren ewig gleichen zyklischen Kreislauf ein, mit sich und der Welt im Reinen. Aber ganz nebenbei erfährt man, dass der Held seine Jugendliebe, die Pastorentochter, nicht geheiratet hat. Denn die gehört einer anderen Gesellschaftsschicht an und hat einen Doktor geheiratet. Diese enge Welt mag Schutz bieten vor den Veränderungen der Moderne, aber sie ist eben eine enge Welt, die dem Einzelnen Grenzen setzt, aus denen er nicht heraus kann, nicht nur geographische, sondern auch ständisch-soziale Grenzen. Wie schon der Pastor in „Peter Kunrad" gesagt hatte:

En jede Stand hett doch sin egen Welt,
Un jede Lębenstid ęr egen Form,
Un tritt man rut, un steit man buten vær,
So meent man, binn' is Allens still un dot;
Un doch is binn' dat Leben so as sunst,
Un Allens hett sin Deel an Freid un Leid,
Un lerrig geit keen Hart dær disse Welt.[11]

Groths Weltverständnis ist also durchaus zwiespältig. Er stellt seine dichterische Welt in die Mitte zwischen traditioneller Gesellschaft und Moderne und protokolliert auf sehr subtile Weise die Spannungen und Veränderungen, die sich dadurch in ihr ergeben, aber er stellt sich nicht auf die eine oder andere Seite. Weder ist er ein blinder Anhänger des Fortschritts noch ein reaktionärer Verteidiger der Tradition, denn er weiß um das Problematische der einen wie der anderen Welt. Der Zyklus „Familjenbiller" zeigt, wie die Heimatwelt fast verlorengeht durch das Eindringen der Moderne und des Krieges, aber sie wiederzuerlangen bedeutet auch Verzicht leisten. Schon in der noch relativ geschlossenen Welt, wie sie am Anfang in „Dat Gewitter" geschildert wurde, ist die Idylle nur noch in einem magischen außerweltlichen Moment möglich, als der Sturm ihre Grenzen aufhebt: eine Idylle im Sturm.

Anmerkungen

1 Ingeborg Weber-Kellermann: Landleben im 19. Jahrhundert. München: Beck, 1987. Hier z. B. S. 65–72 die Hochzeitsbräuche aus dem 5. Buch von Immermanns Münchhausen, oder das „heimliche Gericht" S. 122–125 aus dem 9. Kapitel des 7. Buches.
2 Berthold Auerbach: Schwarzwälder Dorfgeschichten. Auswahl und Nachwort von Jürgen Hein. Stuttgart: Reclam, 1984, S. 172.
3 Um den Quickborn. Briefwechsel zwischen Klaus Groth und Karl Müllenhoff. Hg. von Volquart Pauls. Neumünster: Wachholtz, 1938, S. 299.
4 Wolfgang Stammler: Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 815. Leipzig und Berlin: Teubner, 1920. Hier S. 85f.
5 Wie Anm. 3, S. 300.
6 Klaus Groth's gesammelte Werke. 4 Bde. 5. Tsd. Kiel und Leipzig 1909 (GW), dort in Bd. 1, S. 146–172. – Klaus Groth: Sämtliche Werke. Hg. von Friedrich Pauly, Ivo Braak und Richard Mehlem. 6 Bde. Flensburg 1954–1961. Broschierte Ausgabe Heide 1981 (SW), dort in Bd. 2, S. 198-232. – Im Text wird eigene Verszählung benutzt.
7 GW 1, S. 146–154 bzw. SW 2, S. 198–206.
8 GW 1, S. 154–163 bzw. SW 2, S. 207–217.
9 GW 1, S. 167–170 bzw. SW 2, S. 223–226.
10 Geert Seelig: Klaus Groth. Sein Leben und Werden. Hamburg 1924, S. 97–99, die Passage über Johann S. 98.
11 GW 1, S. 73 bzw. SW 2, 102f. V. 258–264.

JÜRGEN EIGNER

Die Stieleiche (*Quercus robur* L.)

Bäume der Heimat III

Der Untertitel dieser Reihe „Bäume der Heimat“ ist mit Bedacht zweideutig gewählt. Es handelt sich um Bäume in unserer Heimat-Landschaft mit besonderer Berücksichtigung von früheren Angaben und Mitteilungen in dieser Zeitschrift „Die Heimat/Natur- und Landeskunde“ in den bisher erschienenen 130 Jahrgängen seit 1891.

Zu unserer häufigsten einheimischen Eiche, der Stiel-Eiche (*Quercus robur* L.) finden sich viele Hinweise in den Jahrgängen der HEIMAT bzw. NATUR- UND LANDESKUNDE, oft mit der Angabe „besonders alt, oder besonders dick“ usw. Die Registerbände weisen ca. 90 Fundstellen mit der Stieleiche aus, während die seltener vorkommende Traubeneiche nur etwa zehn Mal erwähnt wird.

Das Titelbild von Heft 1–3 des Jahres 2020 zeigt zum Beispiel eine Fotografie von Hildegard Rienow mit der urigen Kattholzeiche bei Perdöl mit Hinweis auf einen Bericht von einer Exkursion der Vereins ins Bornhöveder Seenland und zur Alten Schwentine in demselben Heft. Das Alter so einer Eiche ist aufgrund der unförmigen Gestalt schwer zu bestimmen. Sie wird, ebenso wie das der ähnlich geformten Eiche bei Flehm in der Nähe von Lütjenburg (Abb. 1) auf etwa 400 bis 500 Jahre geschätzt, obwohl Legendenbildungen sie meist mit noch höherem Alter belegen.

Der Eichbaum ist ein „Deutscher“. Die „Deutsche Eiche“ wurde schon zu Bismarcks Zeiten als Symbol für die Stärke des Deutschen Reiches oder des deutschen Volkes bemüht. Noch heute finden wir auf der Rückseite von unseren 1-, 2- und 5-Cent Münzen einen Strauß geprägter Eichenblätter, die aber aufgrund künstlerischer Freiheit biologisch nicht eindeutig der Stieleiche zugeordnet werden können. Bemerkenswert ist allerdings, dass in England eine „Englische Eiche“, „English Oak“, mit derselben Symbolik für Englands Stärke bemüht wurde! Auf beiden Seiten war wohl die Stieleiche gemeint, die wissenschaftlich *Quercus robur* genannt wird. Der Artname *robur* wurde oft auf die allgemeine Bedeutung für „Stärke“ („robust“) zurückgeführt. Der Namensgeber Linné bezog sie aber ursprünglich ganz nüchtern auf die Eigenschaft ihres harten Kernholzes. Die Sitte, siegreiche Feldherren mit einem Eichenkranz zu würdigen, ist schon seit der Antike überliefert. Plinius schreibt in seiner NATURALIS HISTORIA im 1. Jahrhundert nach Christus den bemerkenswerten Satz: *Von ihnen* (den Eichen) *nahm man die Bürgerkränze, die berühmteste Auszeichnung für die Tapferkeit der Soldaten, schon lange aber auch für die Milde der Feldherren, seitdem es angesichts der Gräueltaten der Bürgerkriege als Verdienst zu gelten begann, einen Mitbürger nicht zu töten*.

Abb. 1: Etwa 500jährige Eiche bei Flehm in der Nähe von Lütjenburg (alle Fotos: Jürgen Eigner)

Früher war die Eiche wichtigen Gottheiten geweiht. Für die Griechen war sie der Baum des Gottvater Zeus, für die Römer der Baum des Jupiter. Die nordischen Völker ordneten sie dem Donnergott Thor zu, die Germanen demselben Gott mit Namen Donar. Bekannt ist die Verehrung als heiliger Baum bzw. von heiligen Eichen-Hainen, die auch bei unseren Vorfahren als Gerichtsstätten dienten. Etliche der heiligen Baumveteranen fielen der Christianisierung zum Opfer wie zum Beispiel die 723 von Bonifatius gefällte Donareiche in der Nähe von Geismar, einem heutigen Stadtteil von Fritzlar in Hessen.

In Schleswig-Holstein gibt es noch eine zusätzliche Verehrung in Gestalt der Doppeleichen, die in vielfältiger Form zum Gedenken an die schleswig-holsteinische Erhebung gegen die Dänenherrschaft im Jahre 1848 besonders im 50-jährigen Gedenkjahr 1898 gepflanzt wurden. So findet sich im März-Heft 1898 der HEIMAT, das insgesamt dem Gedenken an die Erhebung 1848 gewidmet ist, unter den Mitteilungen das Zitat eines Briefes von keinem Geringeren als Klaus Groth an einen Gärtner in Westerland auf Sylt. Darin lobt er diesen für die Idee, Doppeleichen zu *kopulieren* und dankt ihm für die Zusendung eines Exemplars. Das Schreiben endet mit der Hoffnung, dass viele Gartenbesitzer und auch Kommunen des schleswig-holsteinischen Landes bei ihm Exemplare seiner *lebendigen Doppeleiche* bestellen mögen. Passend dazu findet sich im Anzeigenteil des Jahrgangs 1899 noch eine patriotische Anzeige des Westerländer Gärtners (Abb. 2). Etliche Gaststätten in Schleswig-Holstein heißen heute noch „Zur Doppel-Eiche". Die letzte Strophe des im Jahre 1844 von Matthäus Chemnitz verfassten Schleswig-Holstein-Liedes beginnt mit der patriotischen Zeile: *Teures Land, du Doppeleiche unter einer Krone Dach...* Gerd Stolz berichtet 1999 in der HEIMAT über eine solche Doppeleiche, die 1898 auf dem Südfriedhof in Kiel gepflanzt wurde. Die Gedenktafel dazu ist nach nunmehr 125 Jahren vollkommen in den Baum eingewachsen. Die nach dem Muster der Abb. 2 aus zwei Bäumen gezüchteten Doppeleichen scheinen nicht besonders langlebig zu sein. So ist die Eiche auf dem Klostergelände in Preetz schon jetzt nach gut 100 Jahren morsch, und bei der Eiche auf dem Südfriedhof Kiel hat einer der beiden Partner den anderen „geschluckt". Weitere Notizen dazu gibt es in den älteren Ausgaben der Heimat, zum Beispiel bei

Abb. 2: Anzeige in DIE HEIMAT 8/1899

Döhler 1959 mit einer Umfrage an die Heimat-Mitglieder zu weiteren Angaben. Eine ähnliche Umfrage heute könnte ganz reizvoll sein und manche „neue“ Entdeckung bringen, wie zum Beispiel die Eiche in der Friedenstraße in Kiel-Ellerbek (Abb. 3).

Abb. 3: „Doppeleiche“ von 1898 in der Friedenstraße in Kiel-Ellerbek

Unsere Eichen gehören ebenso wie die Buchen und die Esskastanien zu den Buchengewächsen. Ihre charakteristischen Früchte, die Eicheln, sind Nüsse im botanischen Sinne. Sie stecken in einer für die Buchengewächse charakteristischen Fruchthülle, bei den Eichen den charakteristischen becherförmigen „Pfeifchen“. Die häufigste Eichenart bei uns ist die Stieleiche (*Quercus robur*), gefolgt von der Traubeneiche (*Quercus petraea*). Wir konzentrieren uns hier auf die Beschreibung und Würdigung der Stieleiche. Wie die meisten Laubbäume ist die einhäusige Eiche windblütig, d. h. die Pollen aus den kätzchenförmigen männlichen Blütenständen (Abb. 4) werden vom Wind verbreitet. Die unscheinbaren weiblichen Blüten sitzen an demselben Zweig einzeln oder zu 2–5 auf einem gemeinsamen Stiel. Dieser Stiel wird dann zum Stiel des Fruchtstandes mit 1–3 Eicheln, die jeweils aus einem dreifächrigen Fruchtknoten hervorgegangen sind (Abb. 5). Bei der Traubeneiche sind der Blüten- und damit auch der Fruchtstand ungestielt. Die Eicheln selbst sind sehr nährstoffreich. Eichenbestände wurden daher früher klassisch zur Schweineweide genutzt

Abb. 4: Männliche Blütenstände (Kätzchen) der Stieleiche

Zeitschrift für Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg

Natur- und Landeskunde

130. Jahrgang 2023

1. Biographie, Familienkunde, Verschiedenes

Asmussen, Bernhard: Hast du Bluetooth?, S. 228ff; Der Angler Heimatverein – Verein ohne „Heimat"?, S. 318ff.
Brun, Hartmut: Die Sellins, S. 219ff.
Eckstein, Klaus: Exkursion Hauptfriedhof Hamburg-Ohlsdorf, S. 64.
Hacht, Eike von: Tod in der Herberge: ein unbekannter Barock-Gärtner und sein Nachlass, S. 206ff.
Hochstein, Wolfgang: Johann Adolf Hasse – musikalisches Idol einer Epoche, S. 122ff.
Manitz, Bärbel: In Memoriam Ulrich Behl, S. 139ff.
Mierwald, Ulrich: Rückschau und neue Perspektiven im Nordkolleg in Rendsburg am Nord-Ostsee-Kanal – Bericht von der Jahrestagung 2023 des Vereines zur Pflege der Natur- und Landeskunde, S. 343ff.

Riedel, Wolfgang: 130 Jahrgänge Zeitschrift für Natur- und Landeskunde, S. 1f; 2023 – ein Jahr des Gedenkens an Theodor Möller (1873–1953), S. 333ff; Dr. Helmuth Hülsmann (25.9.1935–8.10.2023), S. 336f.
Schriftleitung: Liebe Mitglieder und Interessenten an unserer Arbeit!, S. 140; Von der Wildnis zur Energielandschaft, S. 233; Vorankündigung Exkursion Treene II am 14.10.2023, S. 233f; Die Treene entlang – vom Treßsee bis Hollingstedt, S. 346ff.

2. Geschichte
2.1. Vor- und Frühgeschichte, Mittelalterliche Geschichte, Archäologie

Bock, Günther: Das Katastrophenjahr 536 – auch nördlich der Elbe?, S. 9ff.
Kähning, Holger: Eine kulturgeschichtliche Wanderung im Riesebusch bei Bad Schwartau, S. 63; Exkursion im Ahrensburger Tunneltal – auf geologischen und archäologischen Spuren, S. 64f; Archäologische Denkmäler im Raum Sandesneben/Wendtorf (Lauenburg), S. 65; Eine Exkursion im Riesebusch bei Bad Schwartau (Ostholstein), S. 230ff.
Schleuß, Uwe: Eine archäologisch-historische Spurensuche im Waldhusener Forst – Bericht zur Exkursion „Von zeitgeschichtlichen Spuren zu vorgeschichtlichen Denkmälern" in Lübeck-Kücknitz, S. 59ff.
Stolz, Christian, Magnussen, Stefan: Interdisziplinäre Untersuchungen der Flur „Alte Burg" bei Augaard, Kreis Schleswig-Flensburg. Ein Beitrag zum kritischen Umgang mit dem schleswig-holsteinischen Burgenkanon, S. 94ff.
Unglaub, Christoph, Kähning, Holger: Eine slawisch datierte Reuse aus dem Duvenseer Moor, S. 149ff.

2.2. Verkehr, Wirtschaft, Soziales, Neuere Geschichte

Asmussen, Bernhard: Pastor Jensens vergessene Kommunalreform, S. 267ff.
Deutschmann, Gerhard: Natur- und Landeskunde beteiligt sich am 4. Tag der Landesgeschichte am 02.09.23 in Reinbek, S. 230.
Erdmann, Thorsten: Grundzüge der regionalen Bevölkerungsentwicklung im Gebiet des heutigen Schleswig-Holsteins 1871–2020, S. 49ff.
Schleuß, Uwe: Bodennutzung und Agrarstruktur in Angeln im Wandel, S. 311ff.

3. Sprache, Literatur, Volkskunde

Brun, Hartmut: Des Zettelkastens anderer Teil. Der Schriftsteller Jürgen Borchert, S. 55ff.
Eichler, Wolfgang: Erlebte Literatur: Ausflüge und Wanderungen an literarischen Orten in Angeln. Orte intensiv erleben auch anhand von Beschreibungen von Siegfried Lenz, S. 247ff.

4. Kunst, Denkmalpflege und Baugestaltung

Neuhaus-Schröder, Ute: Eine Ära ging zu Ende, S. 134ff.
Rüdel, Holger: Zeitenwende – Gedanken zu meiner Bildreportage über die Fischer von Holm in Schleswig an der Schlei, S. 3ff.

5. Naturkunde, Umweltforschung und Landschaftspflege
5.1. Geologie und Geographie

Grube, Alf, Wohlenberg, Hans-Joachim: Geologischer Lehrpfad Lieth-Esinger Moor als Teil des Naturlehrpfades, S. 77ff.
Panten, Albert: Zur Topographie der ehemaligen Edomsharde auf der Insel Strand, S. 14ff.
Riedel, Wolfgang: Angeln – Landschaft von besonderer Eigenart, S. 237ff.
Stender, Ralf: Wie entstand der Ihlsee?, 141ff.
Stephan, Hans-Jürgen: Klimastratigraphische Gliederung des Pleistozäns in Schleswig-Holstein: Aktueller Stand, S. 85ff.

5.2. Biologie

Berndt, Rolf K.: Knochenfunde von Vögeln aus dem Mittelalter und Vogelbestände der Gegenwart in Schleswig-Holstein – was lernen wir aus dem Vergleich?, S. 23ff.
Borkenhagen, Peter: Das Wolfsjahr 2021/2022 in Schleswig-Holstein, S. 104ff.
Eigner, Jürgen: Die Eibe (*Taxus baccata* L.). *Bäume der Heimat II*, S. 116ff.
Mierwald, Ulrich: Exkursion am 22. April 2023 zu den Stinzenpflanzen des Neuwerkgartens von Schloss Gottorf (Teil 3), S. 65f.; Botanisch-historische Rundwanderung um das Haddebyer Noor am 20. Mai, S. 66.
Püttger-Conradt, Armin: Die zoologischen Leistungen und wissenschaftlichen Kontakte des Naturforschers Heinrich Boie (1794–1827), S. 174ff.
Schmidt, Ekkehard: Von den Vögeln und ihrem Fang auf der Insel Nordmarsch 1749 – Nach dem Bericht von Lorenz Lorenzen Teil I, S. 155ff; .Von den Vögeln und ihrem Fang auf der Insel Nordmarsch 1749 – Nach dem Bericht von Lorenz Lorenzen Teil II, S. 338ff.
Sörensen, Uwe: Beitrag zum Vorkommen seltener Farnpflanzen („Pteridophyta") im nördlichen Schleswig-Holstein, S. 186ff.

5.3. Naturschutz und Landschaftspflege, Umweltschutz und nachhaltige Entwicklung

Barnekow, Dennis, Neumann, Christina: Das Naturschutzgebiet „Höftland Bockholmwik und angrenzende Steilküsten", S. 295ff.
Barnekow, Dennis, Pioch, Axel Jochen: Hallig Hooge – Ein Paradies für einen Tag, S. 345f.
Brehm, Kuno: Das NSG Sorgwohlder Binnendünen – eine Chronologie der Pflegemaßnahmen von 1977 bis 2020 – Teil II, S. 36ff.
Irmler, Ulrich: Ökologische Landwirtschaft und biologische Vielfalt – Erfahrungen aus der Langzeitforschung auf Hof Ritzerau, S. 197ff.
Schauser, Geert-Henning: Der Wald von Stürsholz, S. 287ff.
Schriftleitung: Von der Wildnis zur Energielandschaft, S. 233.

6. Landesforschung und Museum

Asmussen, Bernhard: Die bedeutendsten Heimatforscher und Chronisten der Landschaft Angeln, S. 260ff.

7. Buchbesprechungen

Siehe Seiten 66ff, 234ff.

8. Mitteilungen des Vorstandes

Die Mitteilungen des Vorstandes befinden sich jeweils auf der dritten Umschlagseite jedes Heftes.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Asmussen, Bernhard, Dipl. Verwaltungswirt, Steinberggaard 9, 24972 Steinberg: Hast du Bluetooth?, S. 228ff; Die bedeutendsten Heimatforscher und Chronisten der Landschaft Angeln, S. 260ff; Pastor Jensens vergessene Kommunalreform, S. 267ff; Der Angler Heimatverein – Verein ohne „Heimat"?, S. 318ff.

Barnekow[1]*, Dennis, Neumann, Christina*, [1]Dr. phil., Akad. Oberrat, Direktor des Umweltbildungszentrums Europa-Universität Flensburg, Auf dem Campus 1, 24943 Flensburg: Das Naturschutzgebiet „Höftland Bockholmwik und angrenzende Steilküsten", S. 295ff.

Barnekow, Dennis, Dr., *Pioch, Axel Jochen*, Europa-Universität Flensburg, 24941 Flensburg: Hallig Hooge – Ein Paradies für einen Tag, S. 345f.

Berndt, Rolf K., Helsinkistr. 68, 24109 Kiel: Knochenfunde von Vögeln aus dem Mittelalter und Vogelbestände der Gegenwart in Schleswig-Holstein – was lernen wir aus dem Vergleich?, S. 23ff.

Bock, Günther, Ahrensfelder Weg 13, 22927 Großhansdorf: Das Katastrophenjahr 536 – auch nördlich der Elbe?, S. 9ff.

Borkenhagen, Peter, Dr. rer. nat., Zoologe, Faunistisch-Ökologische Arbeitsgemeinschaft SH, Schrevendorf 42, 24253 Probsteierhagen: Das Wolfsjahr 2021/2022 in Schleswig-Holstein, S. 104ff.

Brehm, Kuno, Dr. rer. nat., Ringstraße 9, 24802 Emkendorf: Das NSG Sorgwohlder Binnendünen – eine Chronologie der Pflegemaßnahmen von 1977 bis 2020 – Teil II, S. 36ff.

Brun, Hartmut, Friedenstr. 5, 19303 Polz/Mecklenburg: Des Zettelkastens anderer Teil. Der Schriftsteller Jürgen Borchert, S. 55ff; Die Sellins, S. 219ff.

Deutschmann, Gerhard, Curslacker Heerweg 120, 21039 Hamburg: Natur- und Landeskunde beteiligt sich am 4. Tag der Landesgeschichte am 02.09.23 in Reinbek, S. 230.

Eckstein, Klaus, Hamburg: Exkursion Hauptfriedhof Hamburg-Ohlsdorf, S. 64.

Eichler, Wolfgang, em. Prof. Dr. phil., Am Hirtenberg 12, 37136 Waake: Erlebte Literatur: Ausflüge und Wanderungen an literarischen Orten in Angeln. Orte intensiv erleben auch anhand von Beschreibungen von Siegfried Lenz, S. 247ff.

Eigner, Jürgen, Dr. rer. nat., Ltd. Wiss. Dir. i. R., Redder 2, 24306 Lebrade: Die Eibe (*Taxus baccata* L.). *Bäume der Heimat II*, S. 116ff.

Erdmann, Thorsten, Dipl.-Geogr., Holländerkoppel 21, 23858 Reinfeld: Grundzüge der regionalen Bevölkerungsentwicklung im Gebiet des heutigen Schleswig-Holsteins 1871–2020, S. 49ff.

Grube[1]*, Alf, Wohlenberg*[2]*, Hans-Joachim*, [1]Dr. rer. nat., Dipl.-Geologe, Geologisches Landesamt, Behörde für Umwelt und Energie BUE, Freie und Hansestadt Hamburg, [2]Architekt, Arenloher Str. 33, 25436 Tornesch: Geologischer Lehrpfad Lieth-Esinger Moor als Teil des Naturlehrpfades, S. 77ff.

Hacht, Eike von, Lehrerin i. R., Holtweg 54, 25524 Itzehoe: Tod in der Herberge: ein unbekannter Barock-Gärtner und sein Nachlass, S. 206ff.

Hochstein, Wolfgang, Prof. Dr. phil., Musikwissenschaftler, Fährstr. 15, 21502 Geesthacht: Johann Adolf Hasse – musikalisches Idol einer Epoche, S. 122ff.

Irmler, Ulrich, Prof. Dr. rer. nat., Institute for Ecosystem Research, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel: Ökologische Landwirtschaft und biologische Vielfalt – Erfahrungen aus der Langzeitforschung auf Hof Ritzerau, S. 197ff.

Kähning, Holger, Dr., Kastorf: Eine kulturgeschichtliche Wanderung im Riesebusch bei Bad Schwartau, S. 63; Exkursion im Ahrensburger Tunneltal – auf geologischen und archäologischen Spuren, S. 64f; Archäologische Denkmäler im Raum Sandesneben/Wendtorf (Lauenburg), S. 65; Eine Exkursion im Riesebusch bei Bad Schwartau (Ostholstein), S. 230ff.

Manitz, Bärbel, Dr. phil, Kunsthistorikerin, Hansastr. 20, 24118 Kiel: In Memoriam Ulrich Behl, S. 139ff.

Mierwald, Ulrich, Dr.,: Exkursion am 22. April 2023 zu den Stinzenpflanzen des Neuwerkgartens von Schloss Gottorf (Teil 3), S. 65f.; Botanisch-historische Rundwanderung um das Haddebyer Noor am 20. Mai, S. 66; Rückschau und neue Perspektiven im Nordkolleg in Rendsburg am Nord-Ostsee-Kanal – Bericht von der Jahrestagung 2023 des Vereines zur Pflege der Natur- und Landeskunde, S. 343ff.

Neuhaus-Schröder, Ute, Lehrerin a. D., Dorfstraße 42, 24784 Westerrönfeld: Eine Ära ging zu Ende, S. 134ff.
Panten, Albert, Oberstudienrat i. R., Deezbüll Deich 75a, 25899 Niebüll: Zur Topographie der ehemaligen Edomsharde auf der Insel Strand, S. 14ff.
Püttger-Conradt, Armin, Biologe und Publizist, Bömenzien 14, 39615 Zehrental: Die zoologischen Leistungen und wissenschaftlichen Kontakte des Naturforschers Heinrich Boie (1794–1827), S. 174ff.
Riedel, Wolfgang, Prof. em., Dr. rer. nat., Birkenweg 29, 24944 Flensburg: 130 Jahrgänge Zeitschrift für Natur- und Landeskunde, S. 1f; Angeln – Landschaft von besonderer Eigenart, S. 237ff; 2023 – ein Jahr des Gedenkens an Theodor Möller (1873–1953), S. 333ff; Dr. Helmuth Hülsmann (25.9.1935–8.10.2023), S. 336f.
Rüdel, Holger, Dr. phil. MA., DGPh, Mühlenweg 3a, 24884 Selk: Zeitenwende – Gedanken zu meiner Bildreportage über die Fischer von Holm in Schleswig an der Schlei, S. 3ff.
Schauser, Geert-Henning, Lehrer i. R., Steinbergholz 39, 24972 Steinberg: Der Wald von Stürsholz, S. 287ff.
Schleuß, Uwe, Dr., 24392 Nottfeld: Eine archäologisch-historische Spurensuche im Waldhusener Forst – Bericht zur Exkursion „Von zeitgeschichtlichen Spuren zu vorgeschichtlichen Denkmälern" in Lübeck-Kücknitz, S. 59ff; Bodennutzung und Agrarstruktur in Angeln im Wandel, S. 311ff.
Schmidt, Ekkehard, Ostr. i. R., Dipl.-Hdl., A eichberg 8a, 24340 Eckernförde: Von den Vögeln und ihrem Fang auf der Insel Nordmarsch 1749 – Nach dem Bericht von Lorenz Lorenzen Teil I, S. 155ff; .Von den Vögeln und ihrem Fang auf der Insel Nordmarsch 1749 – Nach dem Bericht von Lorenz Lorenzen Teil II, S. 338ff.
Schriftleitung: Liebe Mitglieder und Interessenten an unserer Arbeit!, S. 140; Von der Wildnis zur Energielandschaft, S.233; Vorankündigung Exkursion Treene II am 14.10.2023, S. 233f; Die Treene entlang – vom Treßsee bis Hollingstedt, S. 346ff.
Sörensen, Uwe, Dr. rer. nat., Oberstudienrat a. D., Bahnhofstr. 61, 25923 Süderlügum: Beitrag zum Vorkommen seltener Farnpflanzen („Pteridophyta") im nördlichen Schleswig-Holstein, S. 186ff.
Stender, Ralf, Dr. phil., Oberstudienrat, Mozartweg 1b, 23795 Bad Segeberg: Wie entstand der Ihlsee?, 141ff.
Stephan, Hans-Jürgen, Dr. rer. nat., Dipl. Geologe, Köhlstr. 3, 24159 Kiel: Klimastratigraphische Gliederung des Pleistozäns in Schleswig-Holstein: Aktueller Stand, S. 85ff.
Stolz[1], *Christian*, Prof. Dr. habil., *Magnussen*[2], *Stefan*, Dr. rer. nat., [1]Europa-Universität, Physische Geographie, Auf dem Campus 1, 24943 Flensburg, [2]Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Historisches Seminar, Abt. für Regionalgeschichte: Interdisziplinäre Untersuchungen der Flur „Alte Burg" bei Augaard, Kreis Schleswig-Flensburg. Ein Beitrag zum kritischen Umgang mit dem schleswig-holsteinischen Burgenkanon, S. 94ff.
Unglaub[1], *Christoph*, M.A., *Kähning*[2], *Holger*, Dr. rer. nat., [1]Abt. 4, Praktische Archäologie, Archäologisches Landesamt Schleswig-Holstein, Jasminstr. 4, 23795 Bad Segeberg, [2]Erlenkamp 44, 23847 Kastorf: Eine slawisch datierte Reuse aus dem Duvenseer Moor, S. 149ff.

Abb. 5: Junge Früchte („Eicheln") der Stieleiche

und dafür auch gepflegt und hergerichtet. In „schlechten Zeiten" dienten Eicheln auch zur Ernährung des Menschen, z. B. als Kaffeeersatz, aber auch gut als Mehlersatz zum Backen nach einem etwas aufwändigen Entbitterungsprozess.

Der wissenschaftliche Gattungsname *Quercus* ist der lateinische Name der Pflanze. „Eiche" ist ein germanisches Wort, das sich möglicherweise vom altindischen ighja = Verehrung ableitet, oder nach anderer Deutung mit lat. esca = Speise zusammenhängt. Obwohl bei uns die Eichen aufgrund der Dominanz der Rotbuche in unserer Waldlandschaft eher weniger auffallen, sind sie uns doch als mächtige Baumgestalten allgegenwärtig, zumal sie überall in der freien Landschaft sichtbar sind. In der eher waldarmen Landschaft Schleswig-Holsteins stehen sie wegbegleitend als Allee- oder Einzelbäume, als Überhälter in Knicks oder als dominierende Bäume in Parks. Besonders die freistehenden Eichen zeigen sich als bizarre knorrige Gestalten mit unregelmäßig ausgedehnten, weit ausladenden Stammteilen oder Ästen und erregen, gerade auch wenn einzelne Teile schon abgestorben zusammengebrochen sind, die ehrfurchtsvolle Bewunderung der Betrachter (Abb. 1, Abb. 6). Hinzu kommt ein sagenhaft hohes mögliches Alter, das mit bis zu 1200 Jahren angegeben wird. Gewöhnlich kann sie etwa 700 Jahre alt werden. Die forstliche Umtriebszeit ist mit 180 bis 300 Jahren die längste unter den heimischen Forstbäumen. Die natürlichen Vorkommen der Eichen sind etwas eingeengt durch die Dominanz der Rotbuche auf den „normalen" mineralischen Böden Mitteleuropas. Nur dort, wo es für die Buche zu nass, zu trocken oder zu nährstoffarm wird, haben die Eichen ihre natürlichen Vorkommen. Aufgrund der in historischer Zeit doch flächendeckenden Nutzung unserer Wälder durch den Menschen ist dieses natürliche Vorkommen schwer exakt zu benennen. Die Pflanzenkundler unterscheiden aber im Prinzip reine Buchenwälder auf den optimalen mittleren Böden und Eichen-Buchen-Wälder auf eher nährstoffarmen Böden. Das heißt, die Buche mischt auch hier noch immer mit. Daneben sind die Eichen auch charakteristisch in den von jahresperiodischen Überflutungen geprägten „Hartholzauwäldern" auf mineralischen Böden unserer großen Flusslandschaften und bilden dort artenreiche Ulmen-Eschen-Eichen-Auenwälder. In Schleswig-Holstein kommt die mehr auf den Altmoränen der Geest verbreitete Traubeneiche weniger häufig vor als die Stieleiche, die eine weitere ökologische Amplitude hat und sowohl im östlichen Hügelland als auch auf der Geest verbreitet ist.

Abb. 6: Stieleichen auf dem archäologischen Denkmal „Margarethenschanze“ bei Neumünster-Einfeld

Eine Besonderheit in der Heidelandschaft auf dem Mittelrücken der Geest von Schleswig-Holstein, Jütland und auch Teilen von Hamburg und Niedersachsen ist eine besondere Form von Eichen-Niederwäldern, die sogenannten Kratts. Hierzu gibt es wieder auch Angaben in der HEIMAT, wie z. B. von ALBERT CHRISTIANSEN 1912 sowie HASE

Abb. 7: Alte Kratteichen in der Wittenborner Heide bei Hamburg-Rissen

(1984, 1998). Aus pflanzenkundlicher Sicht sind diese Kratts besonders wegen der bemerkenswerten und seltenen Krautflora der lichten wärmeliebenden Wälder und Waldränder immer wieder hervorgehoben und deshalb wie etwa das Reher Kratt im Kreis Steinburg schon lange als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Es handelt sich um sehr verkrüppelte Eichenbestände, die häufig bizarr/skurrile Wuchsformen aufweisen. Um deren Entstehung ist viel Spekulatives vermeldet. Es sind wohl ehemalige Rest-Baumbestände in einer früher sehr ausbeuterisch genutzten Heidelandschaft auf der Geest. Die Kratteichen wurden dabei regelmäßig auf den Stock gesetzt, teilweise zur Ernte der Rinde als Gerberlohe, und wohl auch beweidet. Dies geschah in ansonsten baumfreier Umgebung, so dass auch die rauen klimatischen Einflüsse auf die so freigestellten Bestände möglicherweise mitgeholfen haben bei der Entstehung solcher Baumgestalten wie sie in den Krattresten noch zu sehen sind, z. B. in der Wittenborner Heide in Hamburg-Rissen (Abb. 7). Die Kratteichen bestehen hier zu etwa gleichen Teilen aus Stieleichen und Traubeneichen. Ähnliche krattähnliche Vorkommen der Stieleiche finden sich auf Dünen und Strandwällen der schleswig-holsteinischen Ostseeküste wie im Naturschutzgebiet „Bewaldete Düne bei Noer“ an der Eckernförder Bucht oder auf dem Strandwallstreifen zwischen Strande und dem Bülker Leuchtturm an der Kieler Förde (Abb. 8).

Auf die vielfältige Nutzung des harten Eichenholzes als Bauholz für (Fachwerk-) Häuser, Schiffe sowie als Holz für Zäune, Möbel etc. soll hier nicht ausführlicher eingegangen zu werden. Beim Bauholz ist ein wichtiger Faktor der hohe Gerbstoffgehalt, der das Holz der Eiche sehr dauerhaft macht. Venedig und Amsterdam sollen weitgehend auf Eichenpfählen stehen. HASE beschreibt in seinen Artikeln in der HEIMAT die immensen Ausbeutungen von Eichenbestände für Bauzwecke und auch militärische Zwecke hauptsächlich zum Schiffbau. Danach soll u. a. um 1500 die englische Flotte aus holsteinischen Eichen gebaut worden sein. Insgesamt betrug die Waldfläche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert nur noch etwa 4 % der Landesfläche. Sowohl HASE als auch GERHARD (1956) betonen, dass der Wald damals kein Ansehen hatte und daher das Bestreben vorherrschte, Wald in landwirtschaftliche Nutzflächen umzuwandeln .

Abb. 8: Eichenbestände auf dem befestigten Strandwall bei Bülk/Kieler Förde

Eine wichtige Nutzung der Eichen war früher auch die Verwendung der Rinde zur Gerberlohe. Dies geschah nach HASE 1998 nicht nur durch die regelmäßige Niederwaldnutzung der Kratts, sondern war auch eine wichtige Einnahmequelle bei normalem Stammholz, dessen Borke in sogenannten „Borkmühlen", auch Lohmühlen genannt zu Gerberlohe verarbeitetet wurden. Zwei kleine Mitteilungen in der HEIMAT (HASCH 1959 und BLUNCK 1960) berichten, dass noch in den 1890er Jahren auf dem elterlichen Bauernhof bei der Knicknutzung die Eichen besonders behandelt wurden. Sie wurden erst in den Pfingstferien abgeschlagen, wenn sie schon wieder frisch im Saft standen. Die Rinde wurde dann geschält, in 1,5 bis 2 m lange Streifen geschnitten, getrocknet, dann in 5–10 cm lange Stücke zerhackt und in Säcke gefüllt an Gerber verkauft (Abb. 9). Etliche Ortsteile und Flurbezeichnungen in Schleswig-Holstein und Hamburg künden noch von ehemaligen Lohmühlen im Lande. Bekannte Beispiele sind die Lohmühlenstraße in Hamburg mit der gleichnamigen U-Bahn-Station und das Lohmühlen-Stadion in Lübeck.

Die klassische Verwendung als Heilmittel betrifft auch besonders die Rinde der Eiche wegen ihres hohen Gerbstoffgehaltes. Die Abkochung der Rinde ist bestens geeignet für die äußerliche Anwendung z. B. bei Fußschweiß, Verbrennungen, Hautbeschwerden und besonders nässenden Ekzemen. Ein Tee kann Zahnfleisch- und Mundschleimhautentzündung lindern. In der Bachblüten-Therapie wird die Essenz der Bachblüte „Oak" als die „Ausdauer-Blüte" geführt. Die Blüte ist verbunden mit dem Seelenpotential der Kraft und der Ausdauer. Sie ist für diejenigen Menschen eine Hilfe, die sich selbst zu sehr in die Pflicht nehmen und sich daher in einer Art selbstgewähltem Dauerleistungsstress befinden und das Leben als ständigen Kampf empfinden. Wer die Bachblüte Oak einnimmt, beobachtet bald, wie der innere Druck weicht und die Energien reichlicher, in gewisser Weise freier fließen. Herz, Gefühl und Vitalität werden neu belebt. Ähnlich wie in der Bach-Blüten-Therapie kann die Eiche beim meditativen Erleben in der Baumheilkunde genutzt werden zum „Auftanken", um sich allgemein zu stärken. Sie wird all jenen empfohlen, die zäh, ausdauernd, beinahe verbissen in ihre Arbeit vertieft sind, dabei aber mit chronischer Müdigkeit zu kämpfen haben. Die Eiche wirkt wie ein „Gelassen-

Abb. 9: Zur Gerberlohe vorbereitete Eichenrinde, Freilichtmuseum Kommern (Westfalen) 1995

heits-Baum“. Daneben vermittelt sie aber auch Gerechtigkeit, Sinnsuche, Gläubigkeit, Führung, Warmherzigkeit. Dazu passt, dass die Energie bei der Baummeditation über das Herz-Chakra wahrgenommen wird. Die Eiche zeigt außerdem sehr schöne Eigenschaften zum Wiederaufbau und zur Regeneration nach langen kräfteraubenden Erkrankungen.

Literatur

Allgemeine Literaturangaben zu unseren Bäumen in den beiden vorherigen Beiträgen zur Rotbuche (2022) und zur Eibe (2023)

Blunck, Peter: Zu: „Lohrieten“, Die Heimat 67, S. 130, Neumünster 1960.

Christiansen, Albert: Vom schleswigschen Kratt und seiner Pflanzenwelt I u. II, Die Heimat 22, S. 173–178 und 199–201, Kiel 1912.

Döhler, Hans: Die Doppeleiche in den Parkanlagen Glückstadts als historisches Zeugnis und Anlaß zu einer Umfrage, Die Heimat 66, S. 81–82, Neumünster 1959.

Gerhard, Hans: Die Geschichte des Waldes in Schleswig-Holstein, Die Heimat 63, S. 1–3; Neumünster 1956.

Groth, Klaus: Zur Erhebungsfeier – Brief an einen Gärtner zur Anpflanzung von „Doppeleichen“, Die Heimat 8, S, 76. Kiel 1898.

Hasch, Hans: Lohrieten, Die Heimat 66, S. 100, Neumünster 1959.

Hase , Walter: Gedanken zum Eichenkrattbusch, Jahrbuch für die Schleswigsche Geest 22, S. 122–123, Schleswig 1974.

Hase, Walter: Die Eiche in Schleswig-Holstein, Die Heimat 91, S. 23–27, Neumünster 1984.

Hase, Walter: Wald- und Forstchronologie Schleswig-Holsteins seit der Nachkriegszeit, Eutin 1997.

Hase, Walter: Um die Ökonomie und Holzverwertung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Die Heimat 105, Husum 1998.

Plinius, Gajus Secundus: Über Bäume, Lateinisch/Deutsch; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Bernhard Herzhoff, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 14252, Philipp Reclam jun. Verlag Ditzingen 2022.

Stolz, Gerd: Ein Gedenkstein auf dem Südfriedhof in Kiel, Die Heimat 106, S. 171, Husum 1999.

DIETRICH PETTER

Die Geschichte von den reichen Vätern und den armen Söhnen

Von der Entdeckung des Mergels bis zur Kultivierung der „Ödländereien“ auf der Schleswigschen Geest

Das Wort Mergel bringt vielfache Assoziationen zu den verschiedensten Bereichen, positiver und negativer Art, mit sich. In positiver Sicht denkt ein Landwirt im *hohen Norden* an fruchtbare Geschiebemergel-Böden in der Jungmoränen-Landschaft im Östlichen Hügelland, Hinterlassenschaften der Gletscher der Weichsel-Eiszeit, die dort vor 12.000 Jahren endete. Positiv besetzt ist für Weinbauern die Bodenformation des Bunten Mergel, die in den Schichtungen der Keuperböden vorkommt und kräftigen, herben Wein mit hohen Säurewerten und vielfältigen Varianten hervorbringt.
Negativ klingt das Wort ausgemergelt, das die Gesellschaft für Deutsche Sprache so erklärt:
Das Adjektiv ausgemergelt gehört zu dem Verb ausmergeln mit der Bedeutung entkräften, auszehren. Dieses wird seit dem 16. Jahrhundert gebraucht und ist abgeleitet von dem Substantiv Mark (mittelhochdeutsch marc, marges, Innengewebe). So bedeutet ausmergeln eigentlich das Mark ausziehen, aussaugen. Verwendung fand es zunächst hauptsächlich bei der Beschreibung von abgemagerten Körpern, wie z. B. `ich bin ausgemergelt matt, mein ganzer leib kein kraft mehr hat´ (zitiert nach Grimm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854). Später brachte man auch die Ton-Kalk-Erde Mergel mit dem

Abb. 1: Moränenanschnitt mit Geschiebemergelschichten an einer Steilküste auf Fehmarn. (Foto: D. Petter 2016)

Wort ausmergeln in Verbindung, da man sich *bewusst wurde, dass dieser ohne Zugabe eines weiteren Düngers den Boden im Laufe der Zeit auslaugt und unfruchtbar macht. Ausmergeln ließ sich somit nicht nur aufgrund seiner lautsprachlichen, sondern auch wegen seiner semantischen Eigenschaften gut auf diesen Kontext übertragen, daher auch die Bauernregel Mergel macht reiche Väter und arme Söhne.*[1]
Bei Nichtbefolgung dieser Grundsätze, für den Ersatz der durch Kalk mobilisierten Nährstoffe zu sorgen, führte das Mergeln zur Erschöpfung des Bodens; der Boden verlor an Ertragskraft – er wurde „erschöpft", „entkräftet", „ausgemergelt". Dieser Prozess dauerte aber eine ganze Generation; deshalb sagte man:
Mergel (Kalk) schafft reiche Väter, aber arme Söhne, später korrigierte man auf:
Kalk, ohne andern Dünger angewandt, macht arm den Bauern und sein Land, aber noch später auf:
Kalk macht reiche Väter, aber noch reichere Söhne.

Mergeln bei Kelten, Galliern, Römern und Germanen

Abweichend von dieser Deutung gab es weit vor dem 16. Jahrhundert, und zwar im 11. Jahrhundert, das dem Wort Mergel ähnlich klingende Wort mergil *und* zur Zeit der Kelten, Gallier und Römer (5. Jahrhundert vor und nach der Zeitenwende) das Wort marga, das aus dem Keltisch-Gallischen stammen soll und nachfolgend auch von den Römern im Lateinischen für diese Ton-Kalk-Erde gebraucht wurde (Plinius der Ältere, 23–79 nach Chr., naturalis historia). Plinius der Ältere und Varro (116–27 v. Chr., rerum rusticarum) machten Ausführungen zum Thema Mergel und berichteten, dass bereits unter römischer Herrschaft in Britannien, Gallien und am Niederrhein Mergel gewonnen und zur Verbesserung der Ertragskraft des Bodens eingesetzt wurde. Varro berichtete von Heerzügen in die Rheingegend (37 vor Chr.), *wo man die Felder mit weißer ausgegrabener Tonerde düngte*. Plinius führte aus, dass die Römer 100 Fuß tiefe Schächte gruben, aus denen der Mergel heraufbefördert wurde; *er gab dem Acker Nahrung auf 80 Jahre*. Plinius bezeugte auch für den westgermanischen Stamm der Ubier, die in der Rheinebene im Raum Köln siedelten, eine mineralische Düngung mit Mergel. Er berichtete, dass sie jedes Stück Land bis zu 3 Fuß tief umgraben und mit einer dicken Schicht von Mergel bestreuen und so zum Gedeihen bringen. Diese Düngung würde aber höchstens 10

Abb. 2: Plinius der Ältere und seine „naturalis historia". Quelle: Wikipedia: Plinius der Ältere, jpeg

Jahre nützen (nat. hist. XVII 47). Das Mergeln war auch im Stammland der Römer, in Italien, bekannt und lange davor auch bei den Griechen. Als weiterer römischer Agrarschriftsteller empfahl auch Columella (1. Jhdt. nach Chr., de re rustica, 60-65 nach Chr.) den Mergel zur Düngung in der Landwirtschaft.[2, 3, 4, 5, 6]

Die Wiederentdeckung des Mergels in der Region Ostholstein im 18. Jahrhundert

Nachdem die Mergelung der Alten (Griechen, Kelten, Gallier, Römer, Germanen) fast vergessen worden war und während des Mittelalters und der frühen Neuzeit nur sporadisch in den Rheingegenden wiederbelebt wurde, erlebte sie eine neue Blütezeit nach zufälliger Wiederentdeckung in der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Probstei, einer Landschaft im nordöstlichen Teil des heutigen Kreises Plön. Welche Vielzahl an Mergelgruben in der Probstei damals bestanden hat, darüber gibt die Schrift „Claus Wiese – ein fortschrittlicher Probsteier Landwirt" (Arnold Finck, 1997) Auskunft: Auf den Ländereien von Claus Wiese (1794–1874) befanden sich 17 Mergelkuhlen in einer Größe von bis zu 40 x 50 m, die er bis zu den Jahren 1833/34 mit 12.000 Fuhren bzw. 6000 cbm Erde wieder auffüllte, weil sie nun ausgedient hatten.

Die Praxiserfolge von **Albrecht Daniel Thaer (1752–1828)**, Begründer der deutschen Landbauwissenschaften, und **Johann Heinrich von Thünen (1783–1850)**, Begründer der Standortlehre in der Betriebswirtschaft, bauten auch auf den Erfahrungen der erfolgreichen Probsteier Landwirtschaft auf.[6, 7, 8]

Die **Entdeckung des Mergels** und seiner

Abb. 3: Mergelgraben und Mergeltransport mit Einachskarren. Zeichnung R. Christiansen, aus: „Dorfleben in Schleswig-Holstein", Sammlung Scharnweber 2013

positiven Wirkung auf den Ertrag von Getreide ging in allen Fällen auf einen gleichartigen Zufall zurück: Beim Ausgraben von Tränkekuhlen für das Rindvieh wurde der Aushub auf dem umliegenden Feld verteilt und man beobachtete im Folgejahr ein wesentlich verbessertes Wachstum des Getreides (z. B. Weizen, Roggen, Hafer) und nachfolgend und mehrfach einen – gegenüber *unbehandelt* – höheren Ertrag. Daraufhin begann man, vorhandene Mergelvorkommen in den Feldmarken planmäßig abzugraben und auszustreuen.[7] Die Entdeckung von Mergelvorkommen war also auch auf die Besonderheit von Holsteiner Fruchtfolgen in Form einer Koppelwirtschaft zurückzuführen, die ab dem 16./17./18. Jahrhundert aus der wilden Feldgraswirtschaft und der Dreifelderwirtschaft mit dem Anwachsen der Rindviehbestände weiter entwickelt worden war. Durch den Wechsel von Ackernutzung (Getreide, Hülsenfrüchte), Mäh- und Weidenutzung (Rotklee, Weißklee, Gräser) und Brachlegung bedingt, benötigte man auf allen Flächen auch Tränkmöglichkeiten in Form einer Tränkekuhle, aus der eine Mergelkuhle werden konnte.[9]

Es gab diese Vorkommen nicht nur in der Probstei[9], sondern im gesamten Östlichen Hügelland und auch im Landesteil Schleswig, hier nicht nur auf der Hohen Geest, sondern auch auf der Vorgeest, wo die weichselzeitlichen Sander die saalezeitlichen Altmoränen überdeckt hatten. Die Mergelvorkommen des Hügellandes entstammen den Jungmoränen der Weichseleiszeit (120.000–12.000 vor heute), die im Landesteil Schleswig gelegenen den Altmoränen der Saaleeiszeit (300.000–130.000 vor heute), die zum Teil durch die Sander der Vorgeest überdeckt wurden (Stratigraphische Tabelle von Deutschland 2016: www.stratigraphie.de). *1914 wurde die Zahl der erwähnten im Gebrauch befindlichen Lager in Schleswig-Holstein auf 500 geschätzt*, beim jütisch-dänischen Nachbarn im Norden auf 2000.[10]

Nach „Schlipf's Populärem Handbuch der Landwirthschaft" von 1880 unterschied man nach der Färbung weiße, gelbe, braune, graue, rote oder blaue Mergeltypen, nach

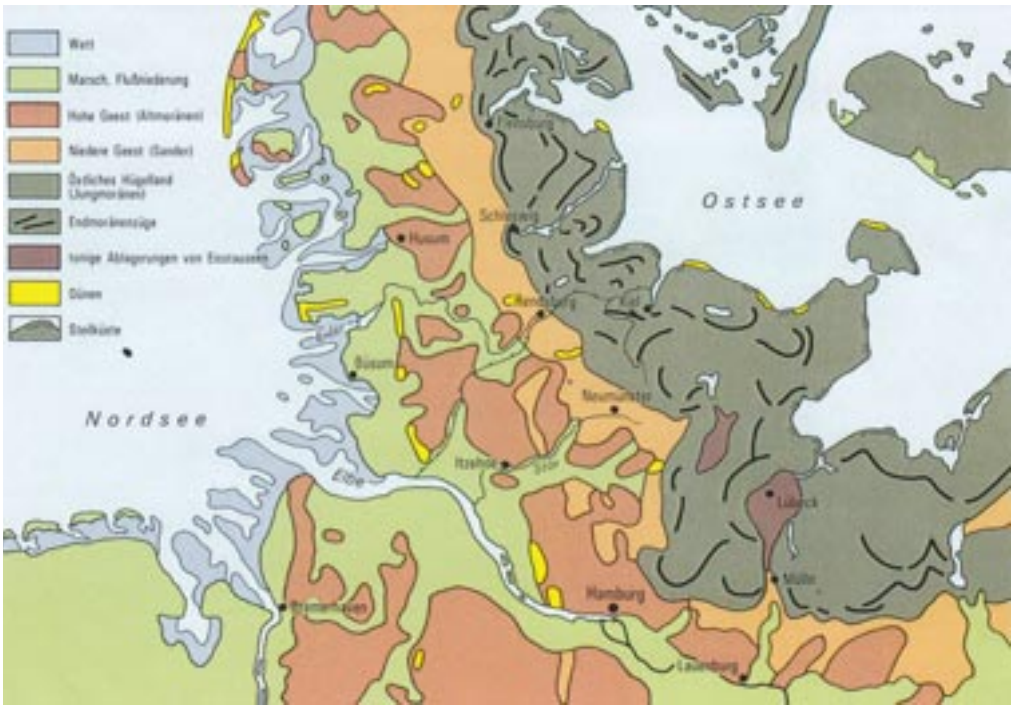

Abb. 4: Naturräume Schleswig-Holsteins. aus: Kurt-Dietmar Schmidtke, Die Entstehung Schleswig-Holsteins, S. 108, 1992

der Gehaltslage **Tonmergel** mit 20–50 % Kalk und 50–80 % Ton, **Lehmmergel** mit 20–50 % Kalk und 50–80 % Lehm (= Gemisch aus Ton, Schluff und Sand) sowie **Sandmergel** mit 20–50 % Kalk und 50–80 % Sand. Geologisch-chemisch betrachtet sind Mergel sedimentäre Kalk-Ton-Gesteine, vereinfacht Erden mit den verschiedensten Kalk- und Tongehalten, in denen Kalk als Calciumcarbonat enthalten ist. Ton- und Lehmmergel hatten für sandige Standorte, Sandmergel für tonige Standorte ihre Berechtigung. Da Mergel und mit ihm der enthaltene Kalk in der Regel in größeren Mengen auf die Äcker gebracht wurde, bezeichnete man in späteren Zeiten ein solches Verfahren als Gesundungskalkung, weil man damit einen versauerten, „kranken" Boden zur Gesundung führte.

Als ackerbauliche Pioniere für die Einführung der Mergelwirtschaft in der holsteinischen Probstei gelten die Hufner **Hinrich Puck** aus Bendfeld **(1712–1776)**, **Adam Schneekloth** aus Barsbek **(1726–1782)** und **Peter Göttsch** aus Fahren **(1782)**, die in den Jahren 1750, 1771 und 1782 die Mergelanwendung wiederentdeckten und deren Wirken erstmalig in den Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten von 1796 und 1797 erwähnt und gewürdigt worden war (1 Hufe Land in Preußen = 16,8 ha).[11] Die Verbreitung ihrer Kenntnisse führte dazu, dass auch andernorts diese Art von Melioration wieder aufgenommen wurde, wie z. B. im Lauenburgischen, in Mecklenburg, in Jütland und dem gesamten Königreich Dänemark, dem die schleswig-holsteinischen Herzogtümer noch bis 1864 angehörten. Als *Mergelwirte von Ruf* wurden sie dorthin als *Vorarbeiter und Lehrmeister* berufen.[10]

Mergelwirtschaft und Ödlandkultivierung auf der Schleswigschen Geest im 18. Jahrhundert

Die Mergelwirtschaft verbreitete sich über die Region Probstei hinaus im gesamten Raum des Östlichen Hügellandes und darüber hinaus auch auf dem Geestrücken Schleswig-Holsteins, wo das Mergeln zur Kultivierung der Ödländereien (Heiden und Moore) und damit zur Stärkung der Wirtschaftsgrundlage der Bauernbetriebe, also auch zur Verbesserung der Ernährung der Bevölkerung eingesetzt wurde, die damals nicht in dem Maße gesichert war, wie das heute der Fall ist. Die Getreideerträge lagen im Mittel unter 10 dt/ha; die Kartoffel als pflanzliche Nahrungsgrundlage einzuführen, brauchte Überzeugungskraft und dauerte lange, obwohl man doch eine Verdoppelung der Energieerträge erwarten konnte. Erst um 1850 erreichte sie zunehmende Bedeutung, die bis 1900 noch anwachsen sollte, da der Verbrauch gegenüber Getreide auf das Doppelte anstieg (135 kg Getreide/270 kg Kartoffeln pro Jahr). Der Fleischverbrauch lag 1850 nur bei 30 Prozent der Menge, die heute (2021) ein Durchschnittsbürger verbraucht und für normal hält (22 kg/70 kg Fleisch).

Dass es auf dem **Geestrücken Schleswig-Holsteins** noch notwendiger war, die erschöpften, entmineralisierten, sauren, verdichteten und bis dahin unfruchtbaren sandigen und moorigen Böden aus landwirtschaftlicher Sicht in Kultur zu bringen, erkannte man in den Herzogtümern Schleswig und Holstein des *dänischen Gesamtstaates* zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter dem Eindruck leidender Bevölkerung und schwindender Steuereinnahmen. Gleichzeitig erkannte man, dass in den ungenutzten Heide- und Moorländereien Landreserven lagen, deren Inkulturnahme die Ernährungsgrundlage verbessern und dem Staat einen Zuwachs an Wirtschaftskraft und Macht bescheren würde. Das Fachwort für die hierunter zu verstehenden Bodenverbesserungsmaßnahmen hieß **Melioration**, aus dem lateinischen Wort meliorare für *bessern* abgeleitet, worunter nicht nur Entwässerungsmaßnahmen mittels Gräben (ab 1850 auch Drainröhren aus Ton) zu verstehen waren. Zu den Meliorationen der Ödländereien gehörten *unterschiedliche Maßnahmen, wie das Mischen trocken gelegter Moorböden mit Sand, das Aufbrechen des Ortsteins auf den Heideflächen der Geest, das Mergeln sowie allgemein das Verbessern der Fruchtbarkeit und der Bodenstruktur durch Düngen. ... Das schleswigsche Sandergebiet, die am schwächsten besiedelte Zone unserer Provinz, war vor 200 Jahren (also etwa um 1720) weites Heideland* mit Binnendünen, so dass auch Flugsandgefahr mit Sandverwehun-

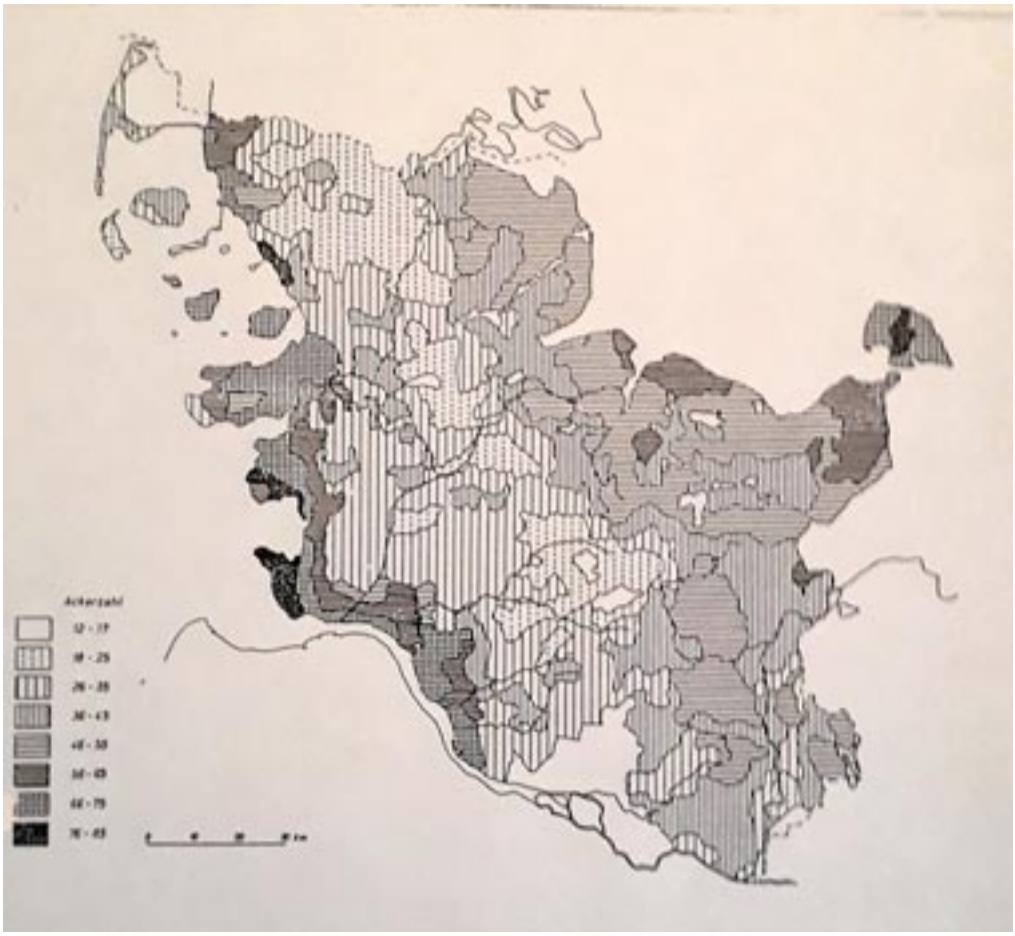

Abb. 5: Bodengüte der Ackerböden in den Naturräumen Schleswig-Holsteins. aus E. Schlichting, Typische Böden Schleswig-Holsteins, Schriftenreihe der Landw. Fakultät der CAU Kiel, Heft 26, 1960, CAU Kiel 1960

gen örtlich zu Problemen führen konnten. Zwei führende Politiker bei der dänischen Regierung in Kopenhagen – der Außenminister **Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorff (1712–1772)** und der Oberhofmarschall **Graf Adam Gottlob von Moltke (1710–1792)** – setzen sich im Interesse einer besseren Staatsoeconomie dafür ein, die jütischen Heiden zu *kolonisieren* und zu peuplieren (bevölkern). Zur Umsetzung dieser Ideen wurde der ehemalige Arzt und Landwirtschaftsreformer **Dr. Johann Gottfried Erichsen (1713–1768)** im Jahre 1760 damit beauftragt, die Heidegebiete zu bereisen, eine mögliche Kultivierung des Ödlandes zu prüfen und ein Kolonisierungsprojekt zu erarbeiten. Nach seinen Vorstellungen hätten 4615 Siedlerstellen in beiden Herzogtümern (Schleswig und Holstein) entstehen können.[10, 12]

Die aus Sicht möglicher landwirtschaftlicher Nutzung problematischen Bleicherdeböden mit Ortsteinschichten im Unterboden **(Eisen-Humus-Podsol)** in den schleswigschen Sandergebieten führt man heute auf die flächenhafte Entwaldung im Rahmen der Rodungstätigkeit der Menschen zurück, die ab der Jungsteinzeit (4000–2000 vor Chr.) und bis in die jüngere Eisenzeit (bis 500 nach Chr.) hinein andauerte und hier einen besonderen Entwaldungsschwerpunkt bildete. In dieser auch „römische Kaiserzeit" genannten Periode (27 vor Chr. – 476 nach Chr.) fand ein beträchtlicher Waldraubbau insbesondere auf der Geest statt. Die Bevölkerungszahl war gegenüber der Jungsteinzeit

Abb. 6: Hoch-und Niedermoor im Wilden Moor bei Schwabstedt. (Foto: D. Petter 2021)

(1 Einwohner je qkm) auf das Vier- bis Fünffache (4–5 Einwohner je qkm) angestiegen. Es standen leistungsfähige eiserne Werkzeuge zur Verfügung; der Bedarf an Holz für die verschiedensten Zwecke, insbesondere auch der von Holzkohle zur Verhüttung von Raseneisenerz, war sehr hoch. Die negativen Wirkungen der Entwaldung (Ton-, Humus-, Eisen- und Kalkverlagerung, Versauerung) spielten im Zusammenhang mit verstärkter Niederschlagstätigkeit eine wesentliche Rolle bei der Degradierung der Bleicherdeböden. Auf den Hochlagen der eiszeitlich entstandenen Sander dehnten sich trockenheitsresistente Heidekrautfluren aus. In den Tälern der Sanderebene der Geest entwickelten sich unter Feuchteeinfluss Niedermoore, während des niederschlagsreichen Atlantikums (6000–3000 vor Chr.) in besonderen Lagen auch Hochmoore. Eine verlässliche Einschätzung der Flächenanteile an Heiden, Nieder- und Hochmooren, wie man sie zu Ende des 18. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein vorfand, birgt größere Unsicherheiten in sich. Das Ergebnis der Tätigkeit der schleswig-holsteinischen Mergelgenossenschaften, die von 1896 bis 1915 eine Fläche von 130.000 ha „Ödland" für meliorierungswürdig hielten[10], gibt jedoch eine Vorstellung davon, welche Ausdehnung Moor- und Heidelandschaften noch im 19. Jahrhundert insbesondere auf der Geest hatten. Dörfliche Siedlungen lagen mit ihren der Natur abgerungenen Kulturflächen inselhaft in diesen Landschaften, die ihnen als „Zusatzbrot" lediglich Torf als Brennmaterial und Bienenweide zur Erzeugung von Honig boten. In ihrer Höchstausdehnung nahmen Heiden und Moore in Schleswig-Holstein vor dem 18. Jahrhundert noch Flächen ein, welche die besagte Meliorationsfläche von 130.000 ha weit überstiegen haben; die Entstehung und das Vorhandensein von ursprünglich 30.000 ha Hochmooren wird für möglich gehalten. [12, 13, 16]

Der für die Melioration erforderliche Mergel war im Geestbereich nicht nahe der Oberfläche zu finden, wie es im Jungmoränengebiet der Probstei vielfach möglich war. Auf der Geest war man von vornherein darauf eingestellt, dass der Mergel nur in größerer Tiefe – unter Deckschichten – gefunden werden konnte und suchte nach ihm in den Grenzbereichen Geest/Moräne oder in noch größerer Tiefe auch in den Sandergebieten mit Hilfe von Bohrungen. Viele kleine Mergelkuhlen, über 1.000 in der Schleswigschen Geestlandschaft bis 1950 mit einer Flächengröße von 50 bis 1500 qm, waren das Ergebnis dieser Grabungen; Kalkgehalte von zum Teil 30–40 % rechtfertigten die mühsame Arbeit. Zu Ende des 19. bis Anfang des 20.

Jahrhunderts gab es auch etwa 15 große Lehm-Mergelkuhlen mit einer Flächengröße von 0,75 bis 7,5 ha im Bereich der Schleswigschen Geest (z. B. Ladelund, Nordhackstedt, Dörpum), die wegen ihrer Abbautiefe (bis 15 m) auch mit Schächten ausgestattet waren, aus denen der Mergel vor der Technisierung mit der Mergelgabel gestochen und über 5 Etagen in die Höhe geworfen wurde – eine Arbeit, die später von Baggern übernommen wurde. Bei großer Abbautiefe hatte man natürlich mit zuströmendem Grundwasser zu tun, das man zunächst mit Eimern, dann mit Ziehbrunnen und Windmühlen abschöpfte. Große Mergelkuhlen, die Grundwasserzustrom hatten, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg zu Badeanstalten umfunktioniert; andere wurden zu Biotopen weiterentwickelt oder einfach zugeschüttet, um sie als Bearbeitungshindernis loszuwerden. Solange die Müllentsorgung in Schleswig-Holstein nicht flächendeckend geregelt war (1. Abfallbeseitigungsgesetz 1972), gab es auch die negativere Variante als wilde Müllkippe.[10, 12, 13, 14]

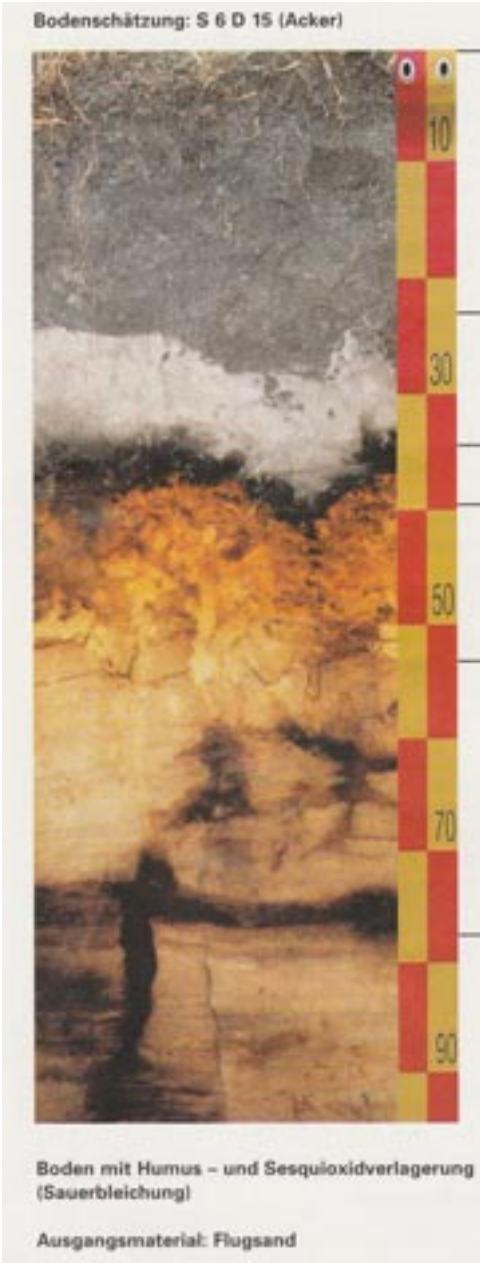

Abb. 7: Bodenprofil eines Humus-Eisen-Podsol mit Ortsteinschicht auf Geestboden. Marek Filipinski. aus: LA für Umwelt Schleswig-Holstein. Die Böden Schleswig-Holsteins, S. 24, 2008

Bevor Bodenmeliorationen in der Landschaft in ihrer Gesamtheit in Angriff genommen werden konnten, war es jedoch in erster Linie notwendig, die nassen Moorböden zu entwässern, um landwirtschaftlich nutzbare Flächen entstehen zu lassen und Trittfestigkeit für die Beweidung mit Rindvieh und Befahrmöglichkeit für Pferdegespanne zu erreichen. Mit wenig Hilfsmitteln und großem Handarbeitsaufwand wurde durch die Moorlandschaften ein Netz von Kanälen und Grabensystemen gelegt, um Kulturflächen für Grünland- oder Ackernutzung zu schaffen. Diese **Heide- und Moorkolonisation** wurde unter staatlicher Lenkung und Förderung (700.000 Taler) betrieben (Deutsche Kanzlei am dänischen Königshof: Grafen von Bernstorff und von Moltke, Dr. Erichsen), so in den Jahren 1723, 1751 und 1753 und dann in den Jahren 1759–1765 unter Zuhilfenahme von 4000 oberdeutschen Kolonisten (Kartoffeldeutsche) aus Süddeutschland (Württemberg, Baden, Pfalz, Hessen). Die Projekte konnten nicht zu vollem Erfolg geführt werden, hinterließen jedoch eine landwirtschaftlich nutzbare Landschaft, Ackerland für den Anbau von Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln und Weidegrünland für die Haltung von Rindvieh und Schafen. Wiesen waren den Siedlern nicht zugeteilt worden. Weiterhin war eine Vielzahl an Kolonistendörfern südwestlich von Schleswig entstanden, an den Ortsnamen zu

Abb. 8: Mergelgrube Dörpum in Nordfriesland, heute Mergelsee. aus: Ulrich Heintze, Wolfgang Riedel. Die Schleswigsche Geest, S. 80, 2021

erkennen, da die Namen der dänischen Königsfamilie für die Namensgebung maßgebend waren, wie Friedrichsholm, Christiansholm, Königshügel oder Prinzenmoor. Die meisten der 550 als Erbpachtstellen angelegten Kolonistenstellen (urspr. 9-12 ha) blieben zwar dauerhaft erhalten, gingen aber bereits im Verlaufe der ersten Generation an einheimische Siedler über, da die Zuwanderer die harten Bedingungen der kargen *Moorbrandkultur* nicht durchhielten. Die oberdeutschen Siedler wollten nicht *schwarzes Brot essen und Gottes Erdboden brennen* und kehrten vielfach enttäuscht in ihre Heimat zurück oder wanderten nach Preußen oder in die Wolgasteppe aus. Erst in der dritten Generation konnte man in den Heide- und Moorlandschaften von der Landwirtschaft leben, wie das alte Sprichwort sagte: *Den ersten sien Dod, den Tweeten sien Not, den Drütten sien Brod*. All diese Maßnahmen förderten den Landesausbau, die innere Kolonisation, vielleicht auch die zunächst zögerliche Übernahme der Kartoffel in den Speiseplan der Bewohner und sollten schließlich der Entleerung der Geesträume entgegen wirken.[12, 15, 16]

Welche Wirkungen man sich vom Mergeln versprach, zeigen Ausführungen in der Arbeit „Mergelgenossenschaften“ aus dem Jahre 1921. Man setzte zum einen auf durch Mergelanwendung hervorgerufene chemische Prozesse, die durch Anhebung der pH-Werte zu beschleunigter Mobilisierung von Bodennährstoffen und zur Festlegung von problematischen Schwefel- und Humussäuren führen würden. Zum anderen setzte man auf seine physikalischen Wirkungen, weil kalkhaltige Sandmergel auf zähen Tonböden zu erwünschter Lockerung führen würden und Lehmmergel auf leichten Sandböden die Bindigkeit und Wasserhaltefähigkeit verbessern, so dass die Bodenfeuchtigkeit länger nutzbar bleibt. Es wurden auch biologische Wirkungen erkannt; *denn er schafft durch Lockerung und Entsäuerung eine für salpeter- und stickstoffsammelnde Bakterien lebensfähige Erde, abgesehen davon, dass er eo ipso eine Impferde ist.* Für weiche Moorböden erhoffte man eine Verbesserung der Begehbarkeit und Befahrbarkeit nach Stabilisierung durch Zufuhr von Tonteilchen und Neutralisierung der Bodensäuren. Die positiven Wirkungen der Mergelanwendung wurden für Schleswig-Holstein und Jütland auf 30–40 Jahre eingeschätzt.[10]

Mit welchen **Mengen und Kosten** Mergel zur Bodenmelioration eingesetzt wurde, zeigen Ergebnisse aus Brandenburg und

Abb. 9: Heide- und Moorkolonisation auf der Schleswigschen Geest und Landschaftswandel. aus: GESELLSCHAFT FÜR SCHLESWIG-HOLSTEIN-GESCHICHTE, Historischer Atlas Schleswig-Holstein 1867–1945, S. 79

Schleswig-Holstein: **Thaer** arbeitete auf seinem Gut Möglin in Brandenburg in den Jahren 1805–1819 mit Mengen von 130 bis 140 cbm je ha in mehrjährigem Abstand und mit gutem Erfolg. Auf dem Gut Hogelund im Kreis Tondern wurden in den 1860er Jahren 500 Fuder entsprechend 250 cbm Mergel je ha ausgebracht (1 cbm = 13 dt), in der Tinningstedter Heide nahe Leck in Nordfriesland im Jahre 1910 etwa 60 cbm Mergel je ha von einer Heidegenossenschaft. Die beiden Schleswiger Aktionen galten der Erhöhung der Roggenerträge und insbesondere auch der Schaffung guten Weidelandes, um die Reinerträge aus dem Roggenanbau, dem Weidemastvieh und der Milchwirtschaft verbessern zu können. Die Erträge im Jahre 1913 bestätigten diese Erwartungen mit Reinerträgen nach Mergelung von 104 Mark je ha bei Roggen und 74 Mark je ha bei Weidemastvieh.[10, 17]

Mit welchem Kostenaufwand beim Mergeln

zu rechnen war, darüber gibt eine Arbeit über das Leben von **Albrecht Daniel Thaer** aus dem Jahre 2006 Auskunft. Seine Kalkulationen über die Ausbringung von Mergel mit einer Menge von 130 cbm je ha ergaben Kosten von zum Beispiel 8 Taler pro ha entsprechend 3 dt Roggen, 16 Taler pro ha gleich 5 dt Roggen oder 20 Taler je ha gleich 7 dt Roggen – der Roggenpreis lag dann wohl bei etwa 3 Taler pro dt. Da auf Thaers Gut Möglin Erträge von 11 dt je ha Roggen erzielt wurden, war das ein erheblicher Aufwand, der sich nur über viele Jahre rechnete![17]

Genossenschaftlich organisierte Mergelungsvorhaben im Landesteil Schleswig im 19. Jahrhundert

Es war eine körperlich schwere, zeitaufwendige und kostenträchtige Arbeit mit dem Mergel, vom Suchen nach dem Rohstoff, Probe- und Aufgrabungen über das Aufladen und Transportieren bis zum Ausstreuen. Man brauchte außerdem Anspannung und Hilfskräfte (Mergelknechte) für diese Arbeit, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts ja noch auf Handarbeitsstufe durchgeführt wurde.

Abb. 10: Handarbeit in Mergelgrube Kragstedt 1905. aus: H. SCHÜBELER 1993, in: Landwirtschaft in Schleswig-Holstein, Band 1, Acker- und Grünlandwirtschaft, S. 387–396

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts begann dann die Zeit der kleinen Mergelgenossenschaften („erste Mergelzeit"), zu denen sich wenige Personen – Heide- und Geestbauern mit Gespann und Knechten – zu einer „Genossenschaft mit selbstarbeitenden Genossen" zusammenfanden. In einem Dorf bei Flensburg bestand Mitte des 19. Jahrhunderts eine solche **Mergelpartgemeinschaft**, an der 6 *Parten* beteiligt waren, 5 *Parten* mit ihrer Arbeitskraft, einem Ochsen- oder Pferdegespann und dem nötigen Gerät (Sturzkarren mit 0,5 cbm-Ladung, Schiebkarren, Spaten, Mergelgabel, Pickel, eisernes Schneckengewinde) und der Eigentümer des Grundstückes *Mergelgrube*, der nicht mitarbeiten musste, den Mergel aber unentgeltlich zur Verfügung stellte. Es wurde so lange Mergel auf die Äcker gefahren, bis das Dorf seinen Bedarf in den 1860er Jahren gedeckt hatte.[10, 14]
Größere **Mergelgenossenschaften und Mergelverbände** wurden in den Regionen gebildet, *wo mehrere Meter Abraumschicht dem einzelnen verwehrten, das an und für sich seltene Mergelvorkommen auszubeuten*. Solche Vorkommen konnten durch Bohrungen selbst in den kalkarmen Sanderebenen der Schleswigschen Geest an einigen Stellen aufgefunden werden. Ein Abbau war jedoch für einen oder auch mehrere Bauern infolge der tiefen Lage des Mergels und der damit verbundenen hohen Kosten unmöglich. Ein Transport über weite Entfernungen aus Gruben des Jungmoränengürtels der Ostküste oder von den Geesthöhen der Altmoränen der Westküste wäre aus Kostengründen ebenfalls nicht möglich gewesen.
Großvorhaben im Rahmen der sogenannten ***zweiten Mergelzeit*** ab Mitte des 19. Jahrhunderts konnten erst beginnen, nachdem die ersten Hauptstraßen in den Norden als Kunststraßen fertiggestellt werden konnten und die großen Eisenbahnlinien ausgebaut worden waren, wie die Strecken Kiel–Hamburg im Jahre 1844, Neumünster–Rendsburg 1845, Rendsburg–Flensburg und Rendsburg–Tönning 1854. Im Zuge dieser Verkehrserschließung und im Laufe der technischen Entwicklung wurde es nun möglich, mit technischen Hilfsmitteln die Erschließung und Ausbeutung der Mergelvorkommen in Angriff zu nehmen. Mit der Entwicklung des Dampfbaggers zur Ent-

Abb. 11: Baggereinsatz in der Mergelgrube Ladelund in Nordfriesland 1913. Hans Feddersen, Kirchspielarchiv Ladelund, 2013

Abb. 12: Mergelbahn zum Abtransport mit Loren und über Schienen . Hans Feddersen, Kirchspielarchiv Ladelund, 2013

nahme des Mergels aus größerer Tiefe (bis zu 15 Meter) und der Dampflokomotive für den Transport des Materials per Lore und Feldbahn über größere Entfernungen ergaben sich Möglichkeiten zur großflächigen Bemergelung einer ganzen Region.
Diese Möglichkeiten ließen sich jedoch erst umsetzen, nachdem Mergelgenossenschaften und Mergelverbände wegen des Kapitalbedarfs, der Finanzierung und der Haftungsfragen eine **Organisationsform** auf der Grundlage des bürgerlichen, öffentlichen oder kommunalen Rechts erhalten hatten. So wurden als Träger der Mergelung bürgerlich-rechtliche Gesellschaften oder öffentlich-rechtliche Gemeindeverbände und Zweckverbände gegründet. Die Gemeinden hatten Mergelkataster anzulegen. Erhöhter Kapitalbedarf ergab sich, nachdem Hand- und Pferdekraft nicht mehr ausreichten, um große Mergelvorkommen aus größerer Tiefe (15 m) ausbeuten und über größere Entfernungen (z. B. 15 oder 30 km) transportieren zu können. Hierzu war es notwendig, einen Dampfbagger, eine Dampflokomotive, Schmalspur-Feldbahnen und Loren (1,5 cbm-Ladung) durch den Mergelverband anschaffen zu lassen oder einen Unternehmer mit der Arbeit zu beauftragen. Weiterhin wurden Arbeitskräfte benötigt, Fachpersonal für die Maschinenbedienung und Schachtmeister sowie Arbeiter für die per Hand zu leistenden Arbeiten, überwiegend *Wanderarbeiter aus Schlesien, Polen, Böhmen und Italien. Es wurden Stundenlöhne von 40 Pfennig und Tageslöhne von 5,00 bis 6,50 Mark an die Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg gezahlt* (Feddersen, Dorfmuseum Ladelund 2023). Für die **Finanzierung** der eingesetzten Geldmittel – oftmals mehrere hunderttausend Mark – wurden Kredite bei den verschiedensten Geldgebern aufgenommen, *durch Anleihen beim Staate, bei der Provinz oder privaten Kreditinstituten*, zum Beispiel beim Meliorationsfonds der Provinz, bei der Landeskultur-Rentenbank, bei Spar- und Darlehnskassen, bei Pfandbrief- und Hypothekenbanken. *Die gesamten Anleihen der schleswig-holsteinischen Mergelverbände belaufen sich auf zirka 12–13 Millionen Mark, von denen schätzungsweise (1915, 1921) bereits 7–8 Millionen Mark mindestens getilgt sind.* Staatshilfen wurden in Höhe von 600.000 Mark gewährt und in Anspruch genommen. *Für sämtliche gemeinsam übernommene Schuldverbindlichkeiten haftet der Verband voll und ganz. Er hat ein Rückgriffsrecht auf seine Mitglieder, die sich wiederum an den einzelnen ihnen angehörigen Interessenten schadlos halten können.*[10]
Die Initialzündung (für diese Großvorhaben der Mergelung) ging von dem preußischen Provinzial-Forstdirektor ***Carl Emeis (1831–1911)*** *aus*, der 1871 in Rendsburg den **Haide-Cultur-Verein für Schleswig-Holstein** (Heidekulturverein) gründete, der zum Vorreiter für weitere Landeskulturvereine wurde, die sich aus dem Zusammenschluss einzelner Interessenten gebildet hatten. Der Heidekulturverein *hatte sich zur Aufgabe gesetzt, durch Rat und Beispielsprojekte die Kultivierung der schleswig-holsteinischen Heiden zu fördern und durch Meliorierung von Mooren Grünland zu schaffen, um zu einem geschlossenen Dünger-*

Abb. 13: Tiefpflug zum Umbruch und zum Brechen der Ortsteinschicht. (Foto: Hans Saebens, Fotoarchiv Emsland Moormuseum)

kreislauf zu kommen. Er schlug zur Bodenverbesserung den Einsatz von Mergel und Kunstdünger vor und unterstützte, beriet und gründete weitere Mergelgenossenschaften, die diese Aufgabe übernahmen. Forstdirektor **Carl Emeis** entwickelte auch ein Verfahren, um den unter dem Ortstein liegenden gesunden Boden mit Hilfe eines Grabensystems zu gewinnen, um damit den Oberboden zu überdecken – es wurde nach ihm **Emeissche Rabattenkultur** genannt. Weiterhin wurde der von 12 bis 16 Pferden zu ziehende Hannoversche Pferde-Rajolpflug empfohlen und verwendet, um den Ödlandboden 35–40 cm tief pflügen zu können. Etwa ab 1893 konnte auch der Dampfpflug eingesetzt werden, der ab 1850 zur Brechung des Ortsteins bis zu einer Tiefe von 65 bis 80 cm entwickelt worden war, um eine bessere Durchwurzelung und Wasserführung des Bodens erreichen zu können. Im Auftrage der damaligen Provinzregierung arbeitete Carl Emeis weiterhin daran, zusammen mit seinem Amtsnachfolger und seinem Sohn die Waldgebiete im Norden Schleswig-Holsteins um rund 17.000 ha zu erweitern, um damit auch wirksamen

Abb. 14: Tiefgepflügtes Moor mit schräg gestelltem Torfbalken. (Foto: H. Burghardt, in: Moore in Schleswig-Holstein. LA für Umwelt SH 2015, S. 19, Foto H. Burghardt, OFD Niedersachsen, 2015)

Windschutz zur erreichen. Auch die Betreuung von Bauernwäldern und die Gründung von Waldbauvereinen gehen auf seine Ideen zurück.[18]

Dass von der Mergelzufuhr auf Sand- und Moorböden entscheidende Wirkungen (*Wundermittel*) auf die Bodenfruchtbarkeit erwartet wurden, zeigen Berechnungen von Timmermann in der Arbeit Mergelgenossenschaften (1921), der eine Mergelgabe von 40–50 cbm je ha in eine Mergelschicht von 4–5 mm umrechnete, die zu einer neuen Ackerkrume mit der nötigen Bindigkeit führen würde. Der *Heidekulturverein* Schleswig-Holstein kam laut Vereinsblatt von 1888 bei einer durchschnittlichen Stärke der Mergelschicht von 3 ½ mm auf einen Bedarf von 35 cbm je ha und rechnete mit einer Hektarbelastung von 59,40 Mark je ha für Kauf und Transport bis 12 km Entfernung, aber ohne Auseinanderfahren und Streuen. Im Durchschnitt alle Mergelungsverbände kostete den Landwirt 1 cbm Mergel – die Selbstkosten der Mergelabnehmer einberechnet – insgesamt 3,09 Mark, 1 Hektar gemergelter Fläche 102 Mark.[10, 18, 19]

So kam es zu einem neuen Schub bei der Ödlandkultivierung auf der Schleswigschen Geest und auch in anderen Geesträumen Schleswig-Holsteins. Ab 1896 und bis 1915 sind *von schleswig-holsteinischen Mergelgenossenschaften mit einem Kostenaufwand von 13,25 Mio. Mark zirka 4.300.000 Kubikmeter Mergel gefördert und auf zirka 130.000 Hektar Land gefahren worden. ... An Hand der bei jedem Mergelverbande gemachten Rentabilitätsberechnungen konnte eine durchschnittliche Erhöhung des Reinertrages auf den gemergelten Ländereien von 52 Mark pro ha ermittelt werden. ... Auf den Mooren in unserer Provinz hat, so unglaublich es klingen mag, teilweise die Rindviehweidemast Eingang gefunden; das neu geschaffene Grasland ist dort stellenweise von so ausgezeichneter Beschaffenheit, daß es mit Marschfennen vergleichbar ist.* Dem „Historischen Atlas Schleswig-Holstein 1867–1945“ ist zu entnehmen, dass von 1870 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges rund 100.000 ha Ödland in Kulturland überführt wurden, *wovon etwa 32.000 ha auf die Schleswigsche Geest entfielen*. Auf die gesamte Provinz Schleswig-Holstein bezogen wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts von 1.090.000 Hektar Ackerland nach und nach 760.000 Hektar durch einzelne Landwirte mit Mergel befahren, 78 % im Landesteil Schleswig, 63 % im Landesteil Holstein.[10, 12, 14, 18]

Ödlandkultivierung nach dem Ersten Weltkrieg

Nach Beginn des Ersten Weltkrieges, der Deutschland von ausländischen Märkten abschnitt, erfuhr die Ödlandkultivierung mit der Bundesratsverordnung vom 7. November 1914 einen nochmaligen Schub. Aufgrund dieser Verordnung wurden Genossenschaften zur Moor- und Heidekultivierung mit staatlicher Unterstützung in Höhe von 75 Mark pro ha gebildet, allein in Schleswig-Holstein 74 solcher **Bodenverbesserungsgenossenschaften**, in Preußen in den Jahren 1914/15 insgesamt 417. Mit Hilfe von Kriegsgefangenen, ab 1916 mit Hilfe von Strafgefangenen, wurden wieder Moore und Heiden melioriert, während des Ersten Weltkrieges insgesamt 21.000 ha, davon 16.000 ha im Landesteil Schleswig.

Nach dem Ersten Weltkrieg schob der Staat mit dem Reichssiedlungsgesetz (1919), dem Gesetz über die Bildung von Bodenverbesserungsgenossenschaften (1920) und dem … sog. Dampfpfluggesetz (1924) die Ödlandkultivierung wieder an. Diese Gesetze gaben dem Staat die Möglichkeit, unkultivierte Moorflächen gegen Entschädigung zu enteignen und durch die staatlich geleitete und finanzierte Deutsche Ödlandkulturgesellschaft (Dökult) in Kultur nehmen zu lassen. ... Als Ergebnis der in den Jahren zwischen 1870 und 1930 intensiv betriebenen Landeskulturmaßnahmen fand auf der Schleswigschen Geest ein Landschaftswandel allergrößten Ausmaßes statt. Bildeten die alten Geestdörfer mit ihren kleinen Acker- und Wiesenflächen noch 1878 isolierte Inseln in einer weiten Heide- und Moorlandschaft, so sind Anfang der 1950er Jahre des 20. Jahrhunderts die Acker-, Weide- und Wiesenflächen der Geest zusammen gewachsen und die früheren Heide- und Moorflächen auf kleine, inselhafte Restareale geschrumpft. Die Heideflächen wurden in der Regel in Ackerland überführt. … Ehemalige Moorflächen wurden in der Regel in Grünland überführt, Niedermoor in Wiesen und Hochmoor in Weiden. Die Heideflächen schrumpften von 29 % auf 4 %, die Moorflächen von 29 % auf 11 % der Region Schleswig. Weitere Strukturprobleme

der Schleswigschen Geest, wie mangelhafte Verkehrserschließung einschließlich des landwirtschaftlichen Wirtschaftswegebaues, Besitzzersplitterung und mangelhafter Windschutz wurden im Rahmen des 1953 gegründeten Programm Nord gelöst, wobei die Wirtschaftskraft der Region deutlich gestärkt wurde, die letzten noch verbliebenen Reste von Heide und Moor jedoch verschwanden. Das Programm Nord, das mehr als ein Drittel der Landfläche Schleswig-Holsteins (15.000 qkm) umfasste, war in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren die größte Strukturmaßnahme in der Bundesrepublik Deutschland und wurde mit einem Kostenaufwand von 1,6 Mrd. DM (bis 1978) gefördert und durchgeführt. Dieses Programm hatte nicht nur Bedeutung im Hinblick auf eine weitere Raumerschließung, sondern darüber hinaus auch für die Eingliederung von fast 1 Mio. Ostvertriebenen, die zu den 1,5 Mio. Schleswig-Holsteinern im Jahre 1945 hinzukamen, und auch für die Beruhigung des Grenzkampfes an der deutsch-dänischen Grenze.[12, 16]

Beginn einer ausgewogenen Pflanzenernährung durch Mineraldüngung ab 1900

In den krisenhaften 1920er Jahren (Inflation, Weltwirtschaftskrise) bewegte sich die Mergelzeit ihrem Ende zu – der Mergelpreis war auf das Doppelte angestiegen und die Mergelverbände gerieten in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Zum anderen kamen *künstlich* bzw. industriell hergestellte, mineralische Düngemittel vermehrt auf den Markt und konnten eingesetzt werden. Man hatte nun die Möglichkeit, die für die Entwicklung der Pflanze wesentlichen Nährstoffe über Mineraldüngung zuzuführen, sofern ausreichende Viehbestände vorhanden waren, auch über Wirtschaftsdünger. Der Raubbau durch Mobilisierung von Nährstoffen aus den Bodenvorräten, wie es durch Mergeldüngung ohne ausreichende Zugabe von organischen und mineralischen Düngern geschah, konnte beendet werden. Nachdem **Justus von Liebig (1803–1873)** der Mineralstofftheorie im Jahre 1840 zum Durchbruch verholfen hatte, waren in Deutschland Düngerfabriken entstanden, die für Landwirtschaft und Ernährung Düngemittel mit Hauptnährstoff-Gehalten (N, P, S, K, Ca, Mg) produzieren und liefern konnten. Zu nennen sind hier die industrielle Herstellung von Phosphatdüngern (1855, 1879, 1885, 1916), Kalisalzen (1860) und Stickstoffdüngern (1890, 1903, 1906, 1913, 1921). Es gab außerdem eine Vielzahl von deutschen Kalkwerken, die nach Erschöpfung der Mergelvorkommen für die Lieferung von Kohlensaurem Kalk, Branntkalk und Löschkalk sorgen konnten.

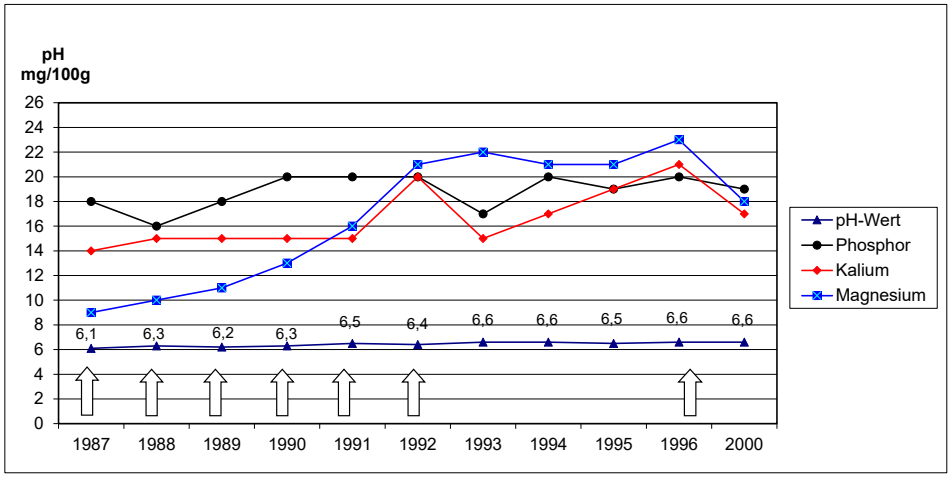

Abb. 15: Entwicklung pH-Werte + Nährstoffgehalte im Kalkversuch der LSW Preetz der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein. D. PETTER, Kalkdüngung braucht „langen Atem", in: Bauernblatt für Schleswig-Holstein 31.03.2001

Der Nährstoffeinsatz verblieb jedoch lange Zeit auf niedrigem Niveau: Im Jahre 1900 wurden zum Beispiel je ha LF zusätzlich zur organischen Düngung nur 2 kg N, 7 kg P_2O_5 und 4 kg K_2O eingesetzt, im Jahre 1926 je ha 12 kg N, 14 kg P_2O_5 und 17 kg K_2O. Mit einem Ertrag von 15 dt je ha Getreide – von 1878 bis 1918 der erzielbare Ertrag – wurden jedoch 30 kg N, 12 kg P_2O_5 und 9 kg K_2O entzogen! All diese Erkenntnisse fußen auf den Forschungen Liebigs zur Pflanzenernährung, die mit dem Ziel verfolgt wurden, die verheerenden Hungersnöte ihrer Zeit lindern oder gar verhindern zu können. Nährstoff-Aufwendungen im Durchschnitt der letzten 30 Jahre und im Durchschnitt aller Kulturen liegen in Deutschland bei 100 kg N, 20 kg P_2O_5, 30kg K_2O und 130 kg CaO je ha Landwirtschaftsfläche. Die zurzeit ausgebrachte Kalkmenge in Höhe von 170 kg CaO je ha entspricht dabei nur knapp den Anforderungen, wenn man bedenkt, dass allein durch Auswaschung 250 kg je ha verloren gehen können. Wie langwierig und kostenaufwändig es ist, den pH-Wert zu halten oder gar anzuheben, zeigen Versuchsergebnisse der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein auf einem Lehm-Standort (sL) mit 60 Bodenpunkten im Kreis Plön (1987–1996), bei dem große Mengen an kohlensauren und anderen Kalken (1500 kg CaO je 0,1 pH) eingesetzt werden mussten, um eine pH-Wert-Steigerung um 0,5 innerhalb von 9 Jahren zu erreichen.[14, 20, 21, 22]

Schlussbetrachtungen und Ausblick

Der Einsatz von Mergel zur Mobilisierung von Bodennährstoffen hat eine über zweitausend-jährige Geschichte, wie ein Blick in die Vergangenheit zeigt. In Schleswig-Holstein wurde nach Wiederentdeckung dieses Bodenschatzes im 18. Jahrhundert regionsabhängig fast 200 Jahre lang gemergelt. Armut und Hunger in den von Natur aus benachteiligten Gebieten trieb die reichen Väter im Interesse ihrer Familien dazu, die Nährstoffreserven aus dem Boden zu mobilisieren, durch Ödlandkultivierung neues Areal hinzu zu gewinnen und darüber hinaus die Bodenfruchtbarkeit und die Humusvorräte im Blick zu behalten. Die armen Söhne profitierten irgendwann von den Erkenntnissen der Agrikulturchemie, die uns als Nachfolgegenerationen reiche Ernten und Versorgungssicherheit garantieren – das sollte nicht in Vergessenheit geraten.

Heutige Vorstellungen, im Rahmen der Klimadiskussion eine Rückentwicklung vorzunehmen, Moore zu vernässen und Heiden wieder erstehen zu lassen, hängen von politischen Vorgaben ab, die eine Sozialverträglichkeit der geplanten Maßnahmen einbeziehen sollten. Sie werden sich nur in den Fällen umsetzen lassen, in denen die betroffenen Landwirte bereit und in der Lage sind, die unter dem harten Einsatz ihrer Vorfahren kultivierten Gebiete unter Ertragseinbußen zu extensivieren oder wieder aufzugeben. Eine solche Bereitschaft wird nur dann erwartet werden können, wenn die fordernde Mehrheitsgesellschaft ihrerseits ihren gegenwärtigen emissionsfördernden Lebensstil einschränkt und zu Gunsten verstärkter Nachhaltigkeit im Interesse der Folgegenerationen ändert.

Der Kohlenstoffdioxid-Fußabdruck eines „Durchschnittsbürgers“ in Deutschland beträgt zurzeit (2023) 10,5 t CO_2 pro Jahr, davon 2,2 t für Mobilität, 2,0 t für Wohnen, 1,8 t für Ernährung, 1,2 t für öffentliche Infrastruktur, 0,5 t für Strom, 2,9 t für „Sonstigen Konsum“.[23] Betrachtet man nur den Faktor Mobilität, so reicht diese Menge Treibhausgas lediglich dafür, einen Diesel-Pkw. „zu Hause“ 15.000 km pro Jahr zu fahren. Viel- und Weitflieger, die nach New York zum Einkaufen reisen und nach Sydney zur Besichtigung eines der zahlreichen australischen Nationalparks, erreichen damit fast eine Verdoppelung ihres CO_2-Fußabdruckes auf insgesamt 20 t pro Jahr, sind aber davon überzeugt, dass sie durch Einsparungen am Ernährungsbudget (1 t CO_2 = durch Nahrungsmitteln verursacht) etwas Wesentliches zur Abmilderung des Klimawandels beitragen könnten.[24]

Eine moderate Anhebung der Wasserstände in den an Humus und damit an Kohlenstoff reichen und als Grünland genutzten Niederungsmooren Schleswig-Holsteins (68.000 ha) könnte helfen, die Kohlenstoffdioxid-Emissionen um 17,5 t CO_2-Äq je ha und Jahr bzw. um 1,2 Mio. t CO_2-Äq insgesamt pro Jahr (= 120.000 Einwohner-CO_2-Äq) zu senken, würde aber zu Einkommensverlusten bei den Milchviehbauern der Niedermoor-

regionen des Landes von 400 € je ha und Jahr, bei Inanspruchnahme von beispielsweise nur 10.000 ha insgesamt zu Verlusten von 4 Mio. € pro Jahr führen. 25) Über eine „Brücke“ zwischen der fast 3 Mio. zählenden Bevölkerung Schleswig-Holsteins und den in Grünlandregionen wirtschaftenden Milchviehbauern (3.000 in SH insgesamt) sollte verstärkt nachgedacht werden – sie wäre notwendig und angebracht.

Quellen und Literatur

1 Gesellschaft Für Deutsche Sprache e. V., 2022: Herkunft und Bedeutung von ausgemergelt, in https://gfds.de/herkunft-und-bedeutung-von-ausgemergelt, 30.10.2022
2 Wikipedia, freie Enzyklopädie, 02.06.2022: Mergel, https://de.wikipedia.org/wiki/Mergel
3 Universität Passau, www.phil.uni-passau.de, 2011/12: Die römischen Agrarschriftsteller
4 Jankuhn, Herbert, Vor- und Frühgeschichte, 1969, S. 157, aus: M. Heyne: Das deutsche Nahrungswesen 1901; Zur Düngung im römischen Gebiet
5 Pierers's Universal-Lexikon, Band 11, Altenburg 1860: Mergel, http//www.zeno.org/Pierer-1857
6 Clasen, Hellmuth, 1898, Die Probstei in Wort und Bild – Über die Landwirtschaft der Probsteier, S. 87–102
7 Petter, Dietrich, 2021: 6000 Jahre Ackerbau, in: Zeitschrift für Natur- und Landeskunde Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg 2021, 128. Jahrgang
8 Thyssen, Thyge, 1957: Mergeln und Kleien – ein Stück schleswig-holsteinischer Bauerngeschichte, in: Bauernblatt für Schleswig-Holstein, 18. Mai 1957, S. 1084
9 Dethlefsen, N., 1971: Schönberg im Wandel der 3 Jahrhunderte von 1600-1900, Die Probsteier Landwirtschaft im 19. Jahrhundert, S. 94–100
10 Deckmann, Otto Friedrich, 1921: Die Mergelgenossenschaften in Schleswig-Holstein und Jütland, S. 3–102
11 Neue Schleswig-Holsteinische Provinzialberichte, Zweiter Jahrgang, 1812, IV. Über den Ursprung des Mergelns in der Preetzer Probstei, S. 194–198
12 Gesellschaft Für Schleswig-Holsteinische Geschichte, https://geschichte-s-h.de/sh-von-a-bis-z, und Historischer Atlas Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis 1867, S. 63-71; 1867-1945, S. 78-82; Topographischer Atlas Schleswig-Holstein 1966, S. 104–113
13 Heintze, Ulrich; Riedel, Wolfgang; 2021: Die Schleswigsche Geest, S. 69–128
14 Sönnichsen, Christian, 2019: Mergeln in der Landwirtschaft, in: Jahrbuch für die Schleswigsche Geest, Band 67, S. 136–155
15 Degn, Christian, 1995: Schleswig-Holstein, eine Landesgeschichte – Historischer Atlas, S. 159–159, 164–165
16 Landesamt für Landwirtschaft, Umwelt und Ländliche Räume, Flintbek, Autoren-Kollektiv, 2015: Moore in Schleswig-Holstein – Geschichte, Bedeutung, Schutz, S. 24–26
17 Frielinghaus, M. und Dalchow, C. (Hrsg.) mit Autorenkollektiv, 2006: Albrecht Daniel Thaer – ein Leben für die Landwirtschaft, S. 7–166
18 Emeis, Carl, 2022, https://dewiki.de/Lexikon/Carl_Emeis, 04.11.2022
19 Ebsen, Bernd, 1981: Mergelwirtschaft im Raum Jübek, in: Jahrbuch für die Schleswigsche Geest, 29. Jahrgang, 1981, S. 199–203
20 Finck, Arnold, 1969: Pflanzenernährung in Stichworten mit Geschichte der Pflanzenernährungslehre und Geschichte der Düngung, S. 8–15
21 Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Destatis, 2019: Fachserie 4, Reihe 8.2.: Produzierendes Gewerbe, Düngemittelversorgung, Wirtschaftsjahr 2018/2019
22 Petter, Dietrich, 2001: Kalkdüngung braucht „langen Atem“, in: Bauernblatt für Schleswig-Holstein, 31.03.2001
23 Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz, BR Deutschland, 2023: Kohlenstoffdioxid-Fußabdruck pro Kopf in Deutschland; https://www.bmuv.de, Media, kohlenstoffdioxid-fussabdruck
24 Bundesministerium für Klimaschutz, Umwelt, Energie, Mobilität, Innovation und Technologie, Umweltbundesamt, BR Österreich, 2023: Publikation der Emissionsfaktoren der Verkehrsträger
25 Kieler Institut für Europäische Landwirtschaftsstudien GmbH, Gutachten von Prof. Dr. Uwe Latacz-Lohmann, Prof. Dr. Torben Tiedemann, Jan-Hendrik Buhk, Wenke Rannow, 2023: Ökonomische Betroffenheit eines angepassten Niederungsmanagements für die Landwirtschaft in Schleswig-Holstein

Bericht über eine Exkursion zum Gut Wahlstorf

Am 08. September 2023 fanden sich unter der Leitung unseres 1. Vorsitzenden, Herrn Eckhard Cordsen, über 35 Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei herrlichstem Wetter zu einer sehr interessanten und kompetenten Führung durch die eindrucksvollen Anlagen von Gut Wahlstorf ein. Geführt wurden wir von der Historikerin Sophie Gräfin von Plessen, die begleitet und unterstützt wurde von ihrer Tochter Louise von Plessen.
Das Gut Wahlstorf ist ein selten gut erhaltenes Beispiel einer Gutsanlage des 16. Jahrhunderts im spätmittelalterlichen Baustil. Die unter Denkmalschutz stehende Anlage ist mit dem ab 1469 erbauten Herrenhaus und der Weizenscheune von 1584 die älteste Schleswig-Holsteins. Nach über 300 Jahren im Besitz der Familie von Thienen, durch Vermählung dann der Familie von Plessen, übernahm 1938 der Forschungsreisende, Ornithologe, Maler und Filmproduzent Victor Baron von Plessen (1900–1980) das Gut Wahlstorf. Nach dem Studium der Ornithologie und Ausbildung zum Tierpräparator in Berlin unternahm er zwischen 1924 und 1938 im Auftrag von Prof. Erwin Stresemann für das Zoologisches Museum Berlin

Abb. 1: Gut Wahlstorf

umfangreichen Expeditionen in den Malaiischen Archipel. Seine dabei erworbenen Kenntnisse der malaiische Sprache, der Menschen und ihrer Lebensbedingungen führten dazu, dass er als Expeditionsleiter und Koproduzent mit dem jüdischen Regisseur Friedrich Dalsheim (1895-1936) die international erfolgreichen ethnographischen Dokumentarfilme „Die Insel der Dämonen“ (1933)

Abb. 2: Innenraum der Scheune

Abb. 3: Die Scheune

Abb. 4: Louise und Sophie von Plessen

und „Die Kopfjäger von Borneo“ (1936) realisierte, die zu Meilensteinen des ethnographischen Kinos zählen. Von seiner umfangreichen ethnographischen Sammlung aus Indonesien und anderen Teilen Ostasiens, die bis heute auf Gut Wahlstorf verwahrt wird, zeugen auch die balinesischen Wächterfiguren an allen Zugängen zum Herrenhaus.
1997 überführte seine älteste Tochter, Dr. Victoria von Plessen (1937–2020) die Gutsanlage inklusive des Inventars und der Sammlung indonesischer und chinesischer Kulturgüter in die Plessen-Stiftung Wahlstorf, deren hauptsächlicher Stiftungszweck die Pflege und Erhaltung der denkmalgeschützten Gutshofanlage ist.
Die Führung begann in der großen, noch vollständig mit Reet gedeckten Weizenscheune (46 m lang, 22 m breit), die im Kern aus dem Jahre 1584 stammt und damit zu den größten und ältesten erhaltenen Fachwerkbauten Schleswig Holsteins gehört. In dem gewaltigen Innenraum – immer noch mit gestampftem Lehmboden - erläuterte uns Sophie Gräfin von Plessen sowohl die Bauweise, als auch die Restaurierungsgeschichte sehr anschaulich. Aktuell wird die eindrucksvolle Scheune vor allem für Veranstaltungen genutzt.
Anschließend ging es in den ehemaligen Kornspeicher, einem zwischen 1650 und 1700 erbauten Fachwerkbau mit ungewöhnlich hohen Seitenwänden, der später als Reithaus genutzt wurde. Im 19. Jahrhundert wurden in den Kornspeicher eine Zwischendecke und ein Flaschenzug eingebaut; nach dem 2. Weltkrieg diente er als Dorfschule.
Den krönenden Abschluss bildete die Führung um und durch das Herrenhaus. Anhand von Plänen erläuterte Frau Sophie Gräfin von Plessen die Baugeschichte des Hauses, aber auch die maßgeblichen Veränderungen, die das Haus in den über 500 Jahren erfahren hat. Das Herrenhaus ist eines der wenigen erhaltenen Beispiele einstiger Doppelhäuser. Im 15. Jahrhundert, nachdem die Familie von Thienen Wahlstorf 1469 erworben hatte, entstand ein erstes Herrenhaus als Einhaus, das aus einem oder zwei Räumen in beiden Geschossen mit einem vorgelagerten Treppenturm bestand. Vermutlich um 1570/80 entstand das zweite Doppelhaus. Es besteht im rückwärtigen Teil, wie heute noch, aus drei ineinander übergehenden Räumen mit Aborterkern. Bemerkenswert ist die ursprüngliche Asymmetrie beider miteinander verbundenen Satteldächer.
Im überaus interessanten Inneren des Herrenhauses wird man das Gefühl nicht los, dass der frühere Hausherr sich eben erst in ein Nebenzimmer zurückgezogen hat: Hier befinden sich viele persönliche Gegenstände sowie die umfangreiche Sammlung von Ostasiatica des Forschungsreisenden und Regisseurs Victor Baron von Plessen mit eindeutigem Schwerpunkt Bali und Borneo. Seine Geschichte wurde uns kenntnisreich vor allem von Louise von Plessen erläutert.
Nach über zweieinhalb Stunden voller interessanter Einblicke und vielen bleibenden Eindrücken endete die Führung durch die Anlagen von Gut Wahlstorf mit einem herzlichen Dank aller Teilnehmenden an unsere professionellen und sehr kompetenten Führerinnen. Die Exkursion fand ihren Abschluss mit einem gemütlichen Beisammensein bei Kaffee und Kuchen im fußläufig gelegenen Landgasthof zur Alten Schule Wahlstorf.
Eine rundum gelungener Tag!
Gut Wahlstorf ist auf jeden Fall mehr als einen Besuch wert!

Auch in diesem Jahr stehen wieder eine Reihe von interessanten Exkursionen zu unterschiedlichen Themen an. Nähere Hinweis zu den einzelnen Zielen und Terminen können Sie unserem Exkursionsprogramm auf der Homepage des Vereins unter www.naturundlandeskunde.de entnehmen. Dort sind zusätzlich auch Hinweise auf weitere Exkursionen unserer Mitglieder zu finden, die zwar für andere Vereine durchgeführt werden, zu denen aber Gäste herzlich willkommen sind.
Viele Jahre lang hat Frau Hildegard Rienow die Exkursionen des Vereins hervorragend organisiert und begleitet. Dafür sprechen wir ihr an dieser Stelle einen besonderen Dank aus.

Ulrich Mierwald

Jürgen Eigner – Förderer der Natur- und Landeskunde
Herzliche Glückwünsche zum 80. Geburtstag

Am 28. Juli 2024 feiert unser hochverdientes und nach wie vor sehr aktives Mitglied, unser ehemaliger 1. Vorsitzender Dr. Jürgen Eigner seinen 80. Geburtstag.
Man sollte denken, mit den Würdigungen zu den letzten runden Geburtstagen sei das Wirken von Jürgen Eigner, sein Einsatz als ausgewiesener Fachmann für Botanik, für Naturschutz und Landschaftspflege, seit vielen Jahrzehnten insbesondere für Knicks und Moore in Schleswig-Holstein abschließend dargestellt. Aber weit gefehlt, es geht weiter, und dafür dankt der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde unserem Jubilar sehr.
Besonders herausstellen möchte ich nochmals den von Jürgen Eigner verfassten Sonderband „Aus 125 Jahren DIE HEIMAT“. Er behandelt nicht nur die von unserem Verein herausgegebene Zeitschrift, die nunmehr schon seit dem Jahre 2003 unter dem Titel „Natur- und Landeskunde“ erscheint, sondern auch Entwicklung und Geschichte unseres Vereines. Dieses besondere Werk ist die einzige über unseren Verein und seine Zeitschrift verfasste Chronik über den gesamten Zeitraum des Bestehens. Dafür danken wir.
Ich bin sehr froh, dass wir diese Geschichte gemeinsam mit Jürgen Eigner fortschreiben.
In den vergangenen Jahren hat Jürgen Eigner sich auch an anderer Stelle und in seiner ganz besonderen Art für Natur- und Landeskunde eingesetzt. Dazu gehören unter anderem das Buch „Das grüne Netz. Unsere Knicklandschaft in Schleswig-Holstein“, dass Jürgen Eigner gemeinsam mit unserem Landesbeauftragten für Naturschutz in Schleswig-Holstein Prof. Dr. Holger Gerth verfasst hat. Es behandelt Vielfalt, Komplexität und landschaftsökologische Bedeutung der Knicklandschaften Schleswig-Holsteins, ein wichtiges Thema, das Jürgen Eigner schon seit Jahrzehnten umtreibt.
Dazu gehört auch eine andere Seite von Jürgen Eigner, der seit langem eine Brücke zwischen Spiritualität und Natur knüpft. Um das Bewusstsein der Menschen für den Wert der Bäume auch im emotionalen und sogar spirituellen Sinn zu schärfen, hat die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Schönwalde den wunderbaren kleinen Baumführer „Am Schönwalder Kreuzweg mit Bäumen Leib und Seele heilen“ von Dr. Jürgen Eigner zu Baummeditationen am Kreuzweg der Naturerlebnisraums Schönwalde herausgegeben. Er öffnet uns ein neues, manchmal zu wenig beachtetes Fenster zu unserer Natur und schafft Verbindung.
Und so sind auch die fortgesetzten Beiträge von Jürgen Eigner in „Natur- und Landeskunde“ zu heimischen Bäumen sehr beliebt, stellen sie doch botanische Grundlagen ebenso dar wie volkskundliche und spirituelle Bezüge zu heimischen Bäumen in ihren Zusammenhängen miteinander.
Die von Jürgen Eigner regelmäßig in höchstem Maße fachkundig durchgeführten Exkursionen sind ein weiteres wichtiges Feld seiner andauernden aktiven Tätigkeit in unserem Verein und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine große Freude. Unter anderen sei an dieser Stelle nur die diesjährige Exkursion „Die Kraft der Bäume – Bäume erleben, von Bäumen lernen, mit Bäumen Leib und Seele heilen“ genannt, eine Baumführung in einem artenreichen Wald am Kolksee bei Schellhorn/Preetz.
Danken möchte ich Jürgen Eigner an dieser Stelle aber auch und ganz besonders für seine fortwährende Unterstützung unseres Vereines durch seine aktive Mitarbeit als Mitglied und seine immer konstruktive und absolut loyale Unterstützung des Vorsitzes, den ich vor nun bald acht Jahren wohlgeordnet von ihm, der dieses Amt sechszehn Jahre lang inne hatte, übertragen bekommen habe. Dein Rat ist uns und mir persönlich wichtig, lieber Jürgen!
Ich freue mich auf viele weitere schöne und schaffensfrohe Jahre der Zusammenarbeit in Natur- und Landeskunde und auf viele weitere interessante und profunde Beiträge zu unserem Verein und seinen Themen.
Gute Gesundheit, viel Freude und eine gute Zeit wünsche ich Dir, lieber Jürgen, und Deiner lieben Frau Anne im Namen des gesamten Vereins!

Eckhard Cordsen

Heiner Egge: Meeresgeschichten
Boyens Buchverlag Heide 2023, 160 Seiten, ISBN 978-3-8042-1567-2, 20,00 €

Heiner Egge hat nach „Keitum, ich muss dich lassen“ ein neues Buch geschrieben. Diesmal handelt es sich um Geschichten vom Meer, Nord- und Ostsee, sowie dem Mittelmeer, die er in seiner ganz eigenen Erzählart darstellt. Wie gewohnt handelt es sich um Menschen, oft seltsame Leute, die nicht typisch sind für die See, sich aber auf die eine oder andere Weise dort befinden. Im typischen Egge-Stil werden sie ein wenig skurril geschildert, eigenartige Schicksale und Begegnungen, und nur die letzte und auch längste der Geschichten, in der eine Kadettin in der Nordsee über Bord geht und nach einer Odyssee, während der sie ums Überleben kämpft, im Wattenmeer gerettet wird, liest sich durchweg realistisch und dabei spannend.
Heiner Egge lebt mittlerweile auf Kreta, mit dem Blick in Richtung Afrika. Und so findet auch diese griechischen Insel ihren Platz in den Meeresgeschichten. Man fragt sich, ob ihm die geschilderten Personen nicht tatsächlich so begegnet sind.
Das Buch ist kurzweilig und flott zu lesen. Ob über eine merkwürdige Vogelwartin auf einer Hallig, die es nicht mehr gibt, berichtet wird, oder von einer Frau mit verlorenem Schlüsselbund, die durch ihre Schönheit alle verwirrt: Jede Erzählung ist durchdrungen vom maritimen Flair, sodass man sich beim Lesen immer an der Küste weiß.

Armin Püttger-Conradt

Udo Weinbörner: Der General des Bey und Lieber tot als Sklave
2 Bde., Wellhöfer Verlag Mannheim 2017, 320 / 480 Seiten, ISBN 978-3-95428-220-3 und 978-3-95428-221-0, 12,95 € / 14,95 €

In diesen beiden außerordentlich spannenden Büchern hat Udo Weinbörner eine langandauernde Episode aus dem Leben der beiden von der Insel Amrum stammenden Verwandten Hark Nickelsen und Hark Olufs in Romanform niedergeschrieben. Beide, einer Kapitän, der andere Schiffsjunge, wurden im 18. Jahrhundert gemeinsam vor der englischen Küste von algerischen Piraten gefangen genommen, als ihr Schiff, die Barke „Hoffnung“, gekapert wurde. Man brachte sie nach Algier, wo sie auf dem Sklavenmarkt verkauft wurden und jahrelang nordafrikanischen Herrschern dienen mussten. Gerade Hark Olufs verstand es in seinem Überlebenswillen, sich den unliebsamen Gegebenheiten anzupassen und sich zum Schatzmeister und General des algerischen Bey hochzuarbeiten, ein hochgradig abenteuerliches Leben, ehe er freigelassen wurde und zu seiner nordfriesischen Insel heimkehren konnte, wo sich sein Grabstein noch heute befindet.
Anders verlief das Leben von Hark Nickelsen. Nach der Gefangenschaft in Algerien wurde er bereits nach drei Jahren von portugiesischen Mönchen freigekauft und widmete sich dem Sklavenhandel im Dienst der Westindien-Guinea-Companie. Die Orte, beispielsweise in Afrika, werden lebendig widergespiegelt, die Natur integriert. Nickelsen wurde einer der reichsten Amrumer Kapitäne. Doch seine Zeit als Gefangener des Bey und die darauffolgenden Geschehnisse als Sklaventransporteur zwischen Afrika und Amerika belasteten fortan sein Gewissen.
Beide Bücher sind voll mit spannenden historischen Erlebnissen und Schilderungen zweier Amrumer Friesen, ein gut recherchiertes historisches Lesevergnügen zu einem ernsten Thema.

Armin Püttger-Conradt

Axel Lohr, Jan Petersen: Kirchenglasmalereien in Hamburg und Schleswig-Holstein.
Pmzwei Print Media, Kiel 2023, 578 Seiten, ISBN 978-3-9820897-5-1

Der etwas sperrige Titel und das schwergewichtige Buch von 578 Seiten dahinter helfen einem Desiderat in den beiden Bundesländern ab und füllen eine enorme Lücke in unserem Wissen über einen hier bisher weitgehend unbeachteten Bereich künstlerischer Betätigung. Glasmalerei in Kirchen, obwohl wir sie ständig sehen, wenn wir eine Kirche besuchen, nehmen wir doch kaum wahr, somit auch nicht ihre künstlerische Aussage, ihre theologische Bedeutung. Axel Lohr hat Recht, wenn er im Vorwort schreibt, es bestehe „eine erhebliche Diskrepanz zwischen den Hoffnungen (des Künstlers) bei der Auftragsvergabe und der späteren Wertschätzung der Kirchengemeinden sowie der Wahrnehmung und dem Interesse der Kunstgeschichte für kirchliche Buntglasfenster.“ Hier im Norden, wäre zu ergänzen. Zwar wird hin und wieder über das Thema geschrieben, doch meistens im größeren Zusammenhang kirchlicher Denkmalpflege (s. etwa die Veröffentlichungen von D. Jonkanski, Literaturverzeichnis S. 562 f. oder H. Seidel, ebenda S. 565), vereinzelt in kunstwissenschaftlichen Handbüchern, Inventaren und Denkmaltopographien, aber eine übergreifende Gesamtdarstellung, hier sogar für zwei Bundesländer, suchte man im Norden der Bundesrepublik bisher vergeblich und

müsste schon sehr hoch greifen, um überhaupt etwas Vergleichbares zu finden.
Das 1952 auf Grund der verlustreichen Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges gegründete Forschungs- und Inventarisationsvorhaben des „Corpus Vitrearum Medii Aevi", nicht nur für Deutschland sondern europaweit, ja, sogar kontinentübergreifend (USA und Kanada mit Museumsbeständen) angelegt, muss da schon herhalten. Es ist bisher vor allem im süd- und mitteldeutschen Raum tätig gewesen, greift jetzt auf Mecklenburg-Vorpommern über und plant tatsächlich bis 2027 einen Band über die mittelalterlichen Glasmalereien in Schleswig-Holstein und den Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck.
Aber eben nur über mittelalterliche Scheiben, die sich – die wenigen, die überhaupt im genannten Raum erhalten sind - vielfach auch nicht mehr vor Ort, sondern in Museen befinden, also den Bezug zur (Sakral-) Architektur verloren haben. So engt sich die Vergleichsmöglichkeit weiter ein, wobei es mittlerweile gemäß Wikipedia Länder gibt, die ihren Bestand an mittelalterlichen Fenstern vollständig erfasst haben und sich mittlerweile auch mit neuzeitlichen Glasmalereien befassen.
Als un-bescheiden im Wortsinne könnte man das Vorhaben von Axel Lohr bezeichnen, Kirchenfenster in über 700 Sakralbauten Hamburgs und Schleswig-Holsteins zu erfassen, und selbstverständlich nicht nur die bloßen Gegenstände, sondern auch ihre Entstehungsgeschichte und vor allem die im öffentlichen Bewusstsein weitgehend namenlosen Künstler, die sie geschaffen haben. Zu bescheiden jedenfalls ist der Nicht-Anspruch *einer wissenschaftlichen Erfassung wie das Corpus Vitrearum Medii Aevi …* Gleichwohl versteht sich das Buch *als erstmaliges Kompendium* (Werkverzeichnis) *der Kirchenglasmalereien in Hamburg und Schleswig-Holstein und soll auch ein Anreiz für weitergehende wissenschaftliche Arbeiten … sein. Aber auch eine künftig wieder vermehrte Wertschätzung der Kirchenglasmalereien soll mit dieser Veröffentlichung angestoßen werden.*
Dazu ist anzumerken: Hauptmerkmal dieses Werkverzeichnisses ist die Beschreibung des Gegenstandes. Eine präzise Beschreibung wiederum ist das Grundmuster jeder Wissenschaft, auch der Kunstgeschichte. Wir stellen also dieses umfassende Werk in eine Reihe mit den offiziellen Verzeichnissen der Denkmalpflege und der Kunstwissenschaft. Zumal ihm nicht die zweite Komponente fehlt, die heute jedem solchen Kompendium zur Seite gehört: die fotografische Darstellung, der gerade für die Glasmalerei eine besondere Aussagekraft zukommen sollte.
Dass diese Fenster Kulturdenkmale ersten Ranges sind, muss wohl nicht bewiesen werden, ist aber durch die hier vorgestellte Veröffentlichung und fotografische Dokumentation dingfest gemacht worden. Sicher nicht im letzten Moment, aber doch rechtzeitig, um sie in einem für die Authentizität von Kirchenbauten zunehmend unsicherer werdenden Umfeld als nicht verzichtbar festzustellen.
Axel Lohr und Fotograf Jan Petersen konnten nach eigenen Angaben „künstlerisch gestaltete Fenster in 218 von 276 aufgelisteten Sakralbauten in Hamburg und 502 von 1069 erfassten Sakralbauten in Schleswig-Holstein ermitteln, die von 306 Künstlern entworfen" wurden, wobei über 100 Fenster aufgrund fehlender Unterlagen nicht zuzuordnen waren. Das ganze Unterfangen in der unglaublich kurzen Zeit von 2019 bis 2023, eingerechnet die redaktionelle Arbeit für Veröffentlichung, Lektorat und Druck, so dass dieses opulente Werk noch in 2023 erscheinen konnte!
Ein besonderes Lob gebührt dabei dem Fotografen. Jan Petersen hat von den insgesamt 720 Kirchen in Hamburg und Schleswig-Holstein über 400 mit ihrem Bestand an künstlerisch gestalteten Glasfenstern fotografisch aufgenommen, und das in makelloser Qualität und Perfektion, die heutzutage nicht selbstverständlich sind, sowieso nicht, da die Lichtverhältnisse in Sakralbauten in der Regel schwierig sind und je nach Tageszeit und Wetterlage ständig wechseln. Sehr positiv anzumerken und ebenfalls nicht selbstverständlich ist die strikte Orthogonalität der Bildausschnitte, also die Vermeidung von stürzenden Linien, die ja auch einen erheblichen Aufwand bedeutet, sei es vor Ort oder in der Bearbeitung am Computer. Und schließlich ist auch der Farbdruck zu würdigen, dem ein einheitlicher Farbklang, kühl und ohne Stich, aber doch mit Leuchtkraft, durch das gesamte Werk gelungen ist. Gerade in einer so speziellen Veröffentlichung über buntes Glas ist die Versuchung groß, Farben überzubetonen, was hier konsequent vermieden wurde. Dies ist auch als redaktionelle und verlegerische Leistung zu würdigen, umso mehr, als die Gesamtherstellung nicht bei einem renommierten Fachverlag, sondern in der Verantwortung von Jan Petersen selbst lag.
Den überwiegenden Teil des Buches, 430 Seiten, nimmt die Bestandsaufnahme der Sakralbauten und der in ihnen enthaltenen Glasmalereien ein, unterteilt nach Stadtteilen in Hamburg und Kreisen in Schleswig-Holstein. Aufgelistet werden Ortsname, Name der Kirche oder Patrozinium, Adresse, Kirchenkreis und -gemeinde, eine ganz knappe Baubeschreibung, natürlich mit Nennung des Architekten, danach, überschrieben mit zugehöriger Jahreszahl des Einbaus, Künstler, Künstlerin und Werkstatt, eine mehr oder weniger ausführliche Beschreibung der Fenster (oder Verglasungen) und ihrer Thematik bzw. ihrer Motive. Die zahllosen Informationen, die hier überhaupt zum ersten Mal präsentiert werden, in dem genannten Zeitraum von nicht einmal 5 Jahren erfasst zu haben, ist erst voll zu würdigen, wenn man aus dem Einführungstext von Axel Lohr erfährt, an wievielen Stellen diese verstreut sind und zusammengetragen werden mussten.

Der Autor berichtet im Vorwort über das, was 2012 für ihn der Anstoß war, sich überhaupt mit Glasmalerei zu beschäftigen. Interessanterweise nicht eine Kirche, sondern ein profanes Gebäude, das Herrenhaus Trenthorst von 1911 im Lauenburgischen, das 1936 von der Familie Reemtsma erworben und offenbar neu ausgestattet wurde, denn im selben Jahr entstand, wie wir jetzt erfahren, in der Diele eine großformatige Buntverglasung in einem sechsteiligen Fenster. Profane Glasmalereien in öffentlichen und privaten Gebäuden sind noch weiter außerhalb der Wahrnehmung, als es die in Kirchen bisher waren, haben wohl auch oft nicht den künstlerischen Rang wie diese.

Zahlreiche Aufsätze verschiedener Autorinnen und Autoren werten die Veröffentlichung auf. Thomas Steensen für die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte als Herausgeberin setzt den Rahmen mit der erlebten Farbenpracht des mittelalterlichen Regensburger Domes. Geleitworte gibt es auch von den Kirchen: Erzbischof Stefan Heße von der katholischen Seite und Bischof Gothart Magaard weisen auf den entscheidenden Wert der Glasmalerei neben der Architektur hin, Magaard spannt den Bogen zu Abt Suger von St. Denis bei Paris als dem entscheidenden Initiator der gotischen Bau- und Glaskunst im 12. Jahrhundert.

Axel Lohr gibt einen Überblick über die Entwicklung des Kirchenbaus und der Glaskunst samt Künstlern und Werkstätten, die mangels bedeutender Bestände aus früheren Zeiten - hier steht das mittlere Chorfenster in Breitenfelde nahezu allein auf weiter Flur - im Wesentlichen das 19. und 20. Jahrhundert betrifft. Johann Hinrich Claussen berichtet über „Glaskunstwerke voller bunter Geschichten“, Matthias Gretzschel über die Wiederentdeckung der Glasmalerei im 19. und 20. Jahrhundert. Die „Glasmalerei in den Kirchen Hamburgs und Schleswig-Holsteins 1945-2020“ wird von Rüdiger Joppien vorgestellt und dass es vergleichsweise zahlreiche Künstlerinnen in dem Genre seit den 1920er Jahren gibt – außer der vielleicht noch bekannten Käthe Lassen –, erfährt man aus dem Beitrag von Stefani Isabel Pejml. Claudia Tanck stellt *moderne Buntglasfenster als Teil einer künstlerischen Gesamtkonzeption* vor und last but not least fragt sich Burkhard v. Hennigs: „Wie entstanden Glasgemälde für eine Kirche in den 1960er bis 1980er Jahren?“ Hier schließt sich gleich die Frage an: warum auf diesen Zeitraum beschränkt, zumal die erste Abbildung dieses Beitrages einen Entwurf aus den 1950er Jahren zeigt? Antwort: weil in diesem Zeitraum einfach die meisten Kirchen samt farbiger Verglasung entstanden sind.

Ausgiebig sind die den Band abschließenden umfangreichen Verzeichnisse, beginnend mit den Biographien von Künstlerinnen und Künstlern, dann weiter mit den ausführenden Werkstätten, den Architektinnen und Architekten, Themen und Motiven, Glossar, Quellen- und Literaturverzeichnissen und schließlich noch alle Beteiligten in Registern erfasst. Das Schlusskapitel bilden Kurzbiographien der mitwirkenden Autorinnen und Autoren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dieses Buch wird bzw. ist schon ohne Zweifel ein Standardwerk. Es ist nicht nur ein mit Fotos angereichertes Verzeichnis, sondern ein auf jeder Seite überraschendes „Bilderbuch“, das nicht nur die reine Glasmalerei dokumentiert, sondern vor allem auch die Auseinandersetzung oder genau gegenteilig das Zusammenspiel zwischen dieser ganz speziellen Art von Malerei mit der vorhandenen, sie umgebenden oder gemeinsam mit ihr entstandenen Architektur erkennen und entdecken lässt – am intensivsten in der Nachkriegsmoderne.

Ein notwendiges und rundum gelungenes Werk.

Deert Lafrenz

Natur- und Landeskunde für Schleswig-Holstein und Hamburg e. V.

Einladung zur Jahrestagung mit Mitgliederversammlung

Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde unseres Vereins,

hiermit lade ich Sie form- und fristgerecht herzlich zu unserer diesjährigen Jahrestagung mit Mitgliederversammlung am Sonnabend, den 13. Juli 2024 in das Adelige Kloster Preetz ein. Mitveranstalter ist in diesem Jahr der Sparkassen- und Giroverband für Schleswig-Holstein.

Nachdem wir uns zu unseren Mitgliederversammlungen in den Jahren 2021 bis 2023 in Rendsburg getroffen haben, werden wir uns zu unserer diesjährigen Jahrestagung zum ersten Mal in unserer 134-jährigen Vereinsgeschichte in Preetz treffen. Die Gemeinde wird 1185 erstmals erwähnt. Heute ist sie die einwohnerstärkste Gemeinde des Kreises Plön. Preetz liegt inmitten der herrlichen Landschaft der Holsteinischen Schweiz an Postsee und Lanker See und wird von der Schwentine durchflossen.

Es erwartet uns ein attraktives Programm mit einem interessanten Vortrag zum Kloster sowie mit einer Führung durch die Klosterkirche. Das Adelige Kloster Preetz hat eine 800-jährige Geschichte, zunächst als Benediktinerinnenkloster, danach als adliges Damenstift der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft. Es stellt eines der bedeutendsten Kulturdenkmale unseres Landes dar. Wir tagen im historischen Konventhaus des Klosters.
ktives Programm mit einem interessanten Vortrag zum Kloster sowie mit einer Führung durch die Klosterkirche. Das Adelige Kloster Preetz hat eine 800-jährige Geschichte, zunächst als Benediktinerinnenkloster, danach als adliges Damenstift der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft. Es stellt eines der bedeutendsten Kulturdenkmale unseres Landes dar. Wir tagen im historischen Konventhaus des Klosters.

Folgender Ablauf unserer Jahrestagung ist vorgesehen:
10:15 Uhr Eintreffen
10:45 Uhr Begrüßung
11:00 Uhr Referat Dr. Christian Stocks zum Adeligen Kloster Preetz
11:30 Uhr Mitgliederversammlung
13:00 Uhr Orgelspiel im Konventhaus
13:15 Uhr Büfett
14:00 Uhr Führung Klosterkirche
15:15 Uhr Ende der Veranstaltung

Anschließend besteht die Möglichkeit, sich in Preetz zum gemeinsamen Kaffeetrinken und Austausch zu treffen.
Eine Teilnahmegebühr ist für diese Veranstaltung nicht zu entrichten. Ein kleiner Imbiss und Getränke werden angeboten. Spenden sind willkommen.
Die Mitgliederversammlung wird sich unter anderem mit Perspektiven zur weiteren Entwicklung unserer Zeitschrift *Natur- und Landeskunde* befassen.

Ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins „Die Heimat, Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg e.V.“, am 13. Juli 2024 im Adeligen Kloster Preetz.

Tagesordnung
1. Genehmigung der Tagesordnung und Feststellung der Beschlussfähigkeit
2. Bericht des Vorstands
3. Bericht der Schriftleitung

4. Berichte der Kassenführung und der Kassenprüfung
5. Entlastung des Vorstandes
6. Neubeschlussfassung Vereinssatzung: Vereinssitz und Einberufung zur Mitgliederversammlung
7. Beratung und Beschlussfassung des Haushaltsplanes 2024
8. Berichterstattung Antrag aus der Mitgliederversammlung 2023
9. Bericht aus der Gruppe interessierter Mitglieder
10. Bericht zu Perspektiven und Entwicklung der Zeitschrift Natur- und Landeskunde
11. Beratung und Beschlussfassung Anträge zur Mitgliederversammlung 2024
12. Wahlen
    (1) 1. Vorsitzende/r
    (2) Schriftleitung
    (3) Beisitzende/r
    (4) zwei Kassenprüfer/innen
13. Verschiedenes

Die Ergebnisniederschrift der ordentlichen Mitgliederversammlung am 08. Juli 2023 sowie die Ergebnisniederschrift der außerordentlichen Mitgliederversammlung am 18. November 2023 finden Sie auf der Internet-Seite unseres Vereines unter „Geschützt: Mitgliederbereich – Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde (www.naturundlandeskunde.de)“.
Anträge zur Tagesordnung und zu Themen, die Sie behandelt wissen wollen, übermitteln Sie bitte spätestens bis zum 29. Juni 2024 an Dr. Eckhard Cordsen, Norderdomstraße 10, 24837 Schleswig, E-Mail: verein@naturundlandeskunde.de.

Bitte melden Sie Ihre Teilnahme an der Jahrestagung bis spätestens 29. Juni 2024 bei Dr. Eckhard Cordsen via E-Mail unter verein@naturundlandeskunde.de an, damit wir besser planen können. Vermerken Sie dabei bitte, ob Sie ebenfalls am anschließenden Beisammensein in einem Preetzer Café Restaurant teilnehmen werden, damit wir entsprechend reservieren können. Sie erhalten eine Anmeldebestätigung.

Ich wünsche Ihnen eine gute Anreise. Es stehen Parkplätze auf dem Klosterparkplatz an der Klosterstraße 4 in Preetz für eine geringe Gebühr zur Verfügung, falls Sie mit dem eigenen Kraftfahrzeug anreisen. Bitte fahren Sie NICHT durch das Klostertor! Bei Anreise mit der Bahn erreichen Sie das Kloster fußläufig vom Bahnhof aus in 20 Minuten (Fußweg 1,3 km).

Mit Dank und freundlichen Grüßen

Für den Vorstand
Dr. Eckhard Cordsen, 1. Vorsitzender
Dr. Ulrich Mierwald, 2. Vorsitzender

Bei Versendung der Einladung und Drucklegung der Zeitschrift war die beschlossene Namensänderung des Vereins beim Vereinsregister angemeldet, aber noch nicht eingetragen. Vorsorglich erfolgt die Einladung aus formalen Gründen zugleich auch unter dem alten Vereinsnamen: „Die Heimat, Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg e. V.“

In dieser Ausgabe von *Natur- und Landeskunde* ist an zwei Stellen von Klaus Groth die Rede: In dem Beitrag von Jürgen Eigner tritt er als Naturfreund auf, während der Aufsatz von Hargen Thomsen ihn als Dichter vorstellt. Tatsächlich war Groth nicht nur einer der wichtigsten niederdeutschen Autoren des 19. Jahrhunderts, sondern besaß auch profunde Kenntnisse in der Naturwissenschaft seiner Zeit. Folgende Passage stammt aus dem Tagebuch seiner Frau Doris vom 25. Oktober 1859. Die beiden sind gerade zwei Monate verheiratet und machen lange Spaziergänge an der Kieler Förde:

Wir sahen am Strande viele große Steine liegen, Granit u. andere. Ich fragte Klaus darnach, u. er erzählte mir denn, wie unsere Erde eine flüssige Feuerkugel gewesen, umgeben von Dunst, denn alles Wasser außen wurde gleich in Dampf verwandelt durch die ausströmende Hitze. Nach u. nach verhärtete sich aber die Außenseite der Kuppel durch die kältere Luft, welche von außen eindringend die Macht der inneren Hitze dämpfte. So entstand eine harte Rinde (das Urgestein, vulkanisches Gestein, Plutonisches auch genannt). Durch die Abkühlung konnte nun auch alles Wasser sich nicht mehr in Dampf verwandeln, sondern schlug in großen Massen an die Rinde, blieb haften u. drang in die Spalten, welche eingerissen waren durch das Arbeiten u. Ausströmen der inneren Feuermasse. Dies Wasser zersetzte nun das Gestein, wusch es aus u. bewirkte die erste Verwandlung desselben, indem das Schlammgewordene sich später wieder ablagerte u. schichtweise zusammensetzte (Neptunisches Gestein), z. B. Schiefer gehört dahin, Sedimentgestein auch genannt. Im Wasser fanden sich nun große Salz- u. Kalkteile, die wir heutigen Tages noch in der Erde wiederfinden, indem sie da hafteten, wo das Meer verschwunden ist. Die Kalkgebirge sind das dritte Gestein, hervorgebracht durch die Ablagerung des Wassers mit Hülfe der Korallentiere, alle Kalkgebirge sind so entstanden, indem die im Wasser enthaltenen Kalkteile das Gehäuse des Tieres bilden. Auf physikalische Weise entstand dann das 4te Gestein, der Marmor u. dahingehörendes. Indem Hitze das Kalkgestein schmolz u. dadurch kristallisierte. Nun gab es nicht ganz vom Wasser zermalmtes Gestein, dies klebte wieder zusammen (Konglomerat) u. bildet den Sandstein; das, was nicht sich wieder zusammensetzte, liegt auf der Erde als Diluvium, vom Meere zurückgelassener Boden, u. Alluvium von Flüssen angeschwemmtes Land, in dem sich viele Pflanzen u. Tiere finden, weil es so ganz neu ist“ (Wohin das Herz uns treibt. Die Tagebücher der Doris Groth geb. Finke. Hg. von Elvira u. Joachim Hartig. Heide 1985, S. 72–74).

Klaus Groth (1819–1899) gehört zu den Gründungsmitgliedern unseres Vereins und hat in den frühen Jahrgängen der Heimat einige Gedichte veröffentlicht. Auch sind dort interessante Beiträge über ihn erschienen. Man lese etwa die Erinnerungen der Bildhauerin Anna Petersen in Die Heimat, Heft 4, 1900, S. 81–86, die Material über Groth enthalten, das sich sonst nirgendwo findet.

Die Redaktion